

Der Wanderer im Riesengebirge

Verlag Wilh. Gottl. Korn / Zeitschriften-Abteilung / Breslau 1

Oktober
1933
Heft 10

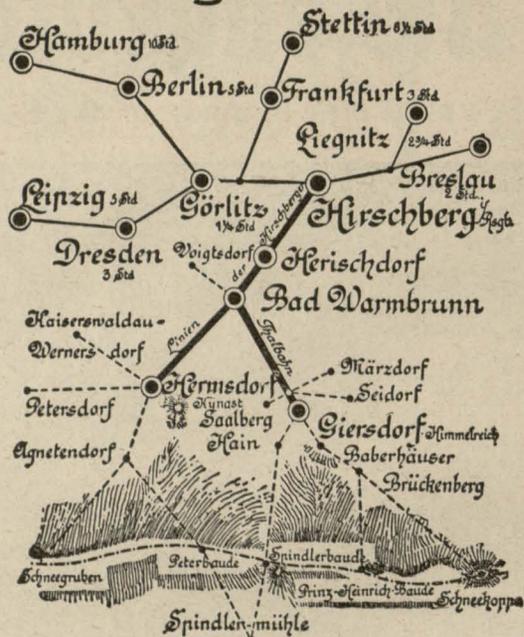


Herbst im Isergebirge. Zeichnung von Eduard Enzmann



Hirschberger Thalbahn

Die günstigste Verbindung von Hirschberg in das Herz des Riesengebirges.



Die günstigste Verbindung von Hirschberg in das Herz des Riesengebirges

Fahrpreismäßigung für Schulen u. Vereine
Anschluß an alle Fernzüge in Hirschberg

Interessantes über Wettermäntel.

von H. R.

Beim Tragen eines Gummimantels merkt man bald enttäuscht, daß der Mantel innen naß wird, daß sogar die Kleidung feucht wird und daß man sich sehr unbehaglich darin fühlt. Die Ursache dieses ungesunden Abzustandes ist das Verkleben aller Poren durch die Gummierung. Die Ausdehnung des Körpers kann nicht eintreten und schlägt sich innen als Nässe nieder; denn die eingebaute künstliche Ventilation ist stets unzulänglich, weil der erforderliche, gleichmäßige freie Luftdurchzug damit nicht erreicht wird.

Dagegen besitzen wir in dem echten Kamelhaar-Lodenmantel ein praktisches Kleidungsstück, das alle hygienischen Ansprüche in volstem Maße erfüllt. Das leichte Gewicht, die ausgezeichnete Porosität, Weichheit und Molligkeit des Gewebes machen ihn so beliebt. Dazu kommt seine angenehme Wärme und die besondere Eigenschaft der Regendichtigkeit. Überall, auf Straße, Meise und Wanderungen, leistet er in Wind und Wetter schützende Dienste, ist behaglich, und die Kleidung darunter bleibt vollständig trocken. Man hüte sich aber vor den vielen minderwertigen Imitationen, den halbwillenen und kunstvollenen Strichloden, die diese Vorzüge nicht besitzen.

Die bekannte Firma Fritz Schulze, München II, Maximilianstraße 40, stellt die echten oberbairischen Kamelhaar-Lodenmäntel, Marke F. S. M. Wetterfest, her, die Weltmaß gemessen. Die Mäntel werden in modernen Fassons und Farben zu zeitgemäß niedrigen Preisen geliefert. Verlangen Sie bei Bedarf von obiger Firma auf einer Postkarte Katalog Nr. 34 mit vielen Modellen für Damen, Herren und Kinder sowie Muster, die Ihnen gegen franko Rücksendung kostenlos übersandt werden.

Lichtbildverleih des RGV.

Eheglück!

Die beste Grundlage ist die Übereinstimmung im Glauben. Evgl. Ehemwille aller Stände finden Erfolg. Möglichkeiten (auch Einzelrat) diskret durch Burg-Union, Breslau I, Schließfach 18/28.

Geschäftsstelle des RGV.

Hirschberg i. Rsgb.
Promenade 34 I

Neuerscheinungen des Bergstadtverlages 1933

Gedichte und Gedanken

von Paul Keller

„Das Buch ist das Bekenntnis Paul Kellers zum Leben, das rein und klar aus Gottes Hand in die Menschen kam und das die Menschen so rein und klar erhalten sollen, wie es Gottes Schöpfungswille gewesen. Gedichte und Gedanken stehen in gleicher Front. Sie sind lebensvoll und lebensfroh, sind gläubig und fromm — sie sind ein Spiegelbild der Kellerschen Weltanschauung.“ Augsburger Postzeitung. Mit einem Bilde und 9 Notenbeilagen

146 Seiten, in Leinen gebd. RM. 3,75

Der Narr Jahres

von Lisbeth Burger

In eindringlichen Bildern zeigt Lisbeth Burger in diesem neuen Buch, wie Stolz und Überheblichkeit, die sich um Gottes Gebot und Sittengesetz nicht kümmern, die letzten Urfragen sind für Verfall, Ungemach und Leid. Sie schildert, wie durch Adam und Evas Sündenschuld das schwere Unheil über die Menschen hereindrach, und wie sich Henoch aufmacht und die Länder durchwandert, das verlorene Paradies zu suchen.

ca. 250 Seiten, Leinen gebd. RM. 4,50

Die Familie Frohmeier

von Anna Hilaria von Edhel

Mit dem Niedergang Napoleons erwachte in Österreich der Gedanke eines Großdeutschen Reiches. In dem großen Rahmen des deutschen Kampfes gegen Fremdherrschaft und Reaktion um die Verwirklichung dieses Gedankens ist die Geschichte der Familie Frohmeier eingebaut, die in ihrem Glück und Unglück die deutsche Familie verkörpert, deren unzerstörbares Fundament bei aller Not und Fehle der Glaube und die Treue ist.

330 Seiten, in Ganzl. gebd. RM. 5,00

Schönland-Siedlung 13

von Lisa Schulze-Kunstmann

Ein durch die Not der Zeit zum Siebeln gezwungener Gutsbesitzer müht sich, dem Boden die Grundlage für eine neue Existenz abzurufen. Ehrlich im Wollen steht ihm Charlotte Tiedemann zur Seite, seines Freundes Schwester, die die Arbeitslosigkeit aus der Stadt trieb, um auf dem Lande ein neues Leben zu versuchen. So erfüllt sich das Schicksal. Gleiches Los im Lebenskampf verknüpft beide zu untrennbarem Bunde.

208 Seiten, in Ganzl. gebd. RM. 4,00

Paul Barsch erzählt

aus seiner Kindheit und Jugend

„Mit dem Roman ‚Von Einem, der auszog‘ darf dieses Buch zu den klassischen Autobiographien in deutscher Sprache gezählt werden. Die beiden Bücher sind Zeugnisse urechten, bei allem Fehlen und Irren reinen und edlen Menschentums; geben das Bild einer Zeit und einer um Aufstieg kämpfenden sozialen Schicht. Sie sind dichterische Dokumente einer wichtigen Epoche unserer Volksgeschichte.“ „Schönere Zukunft“, Wien

187 Seiten, in Leinwand gebd. RM. 3,50

Franz v. Papen

von Gert Buchheit

Alle Fragen nach Papens Wirken für die Gestaltung des neuen Deutschlands und für die katholische Kirche werden auf Grund unveröffentlichten Materials erschöpfend beantwortet. „Buchheit interpretiert Papen aus seinen Reden und Handeln heraus. Er schildert seinen Werdegang und versteht es meisterhaft, äußere Entwicklungen und inneren Reifeprozess in ihren gegenseitigen Beziehungen nahe zu bringen.“ „Der Tag“, Berlin

120 Seiten, steifkartoniert, RM. 2,00

Als Neuauflagen bzw. wohlfeile Ausgaben sind die Werke Paul Kellers erschienen: „Die vier Einsiedler“ 252 S., Volksausg. 2,85 RM., „Ulrichshof“ Rom. 239 S., Volksausg. Lwd. 2,85 RM., „Gold und Myrrhe“ Erzählungen, 438 S., Lwd. 3,50 RM., „In deiner Kammer / Das Nilflussschiff“ 499 S., Lwd. 3,50 RM.

Der Wanderer

im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- u.



Riesengebirgs-Vereins

Verlag Wily. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Breslau 1

Schriftleiter: Dr. Herbert Gruhn, Breslau 1, Vorderbleiche 7II

Bezugspreis im Abonnement monatlich 25 Pfg. Für Mitglieder des R.-G.-V. ermäßigter Preis. Bestellungen nimmt jede in- und ausländische Postanstalt und der Verlag Wily. Gottl. Korn, Breslau 1, Schubbrücke 83 (Fernsprecher Sammelnummer 52611, Postfachkonto Breslau 31151) entgegen. — Anzeigen für die sechsgespaltene Millimeterzeile oder deren Raum 0.20 Mk. Bei Wiederholung Rabatt. — Anzeigen-Aufnahme durch den Verlag und alle Annoncen-Expeditionen.

Nr. 10

Breslau, Oktober 1933

53. Jahrgang

Greiffenberg

Von Professor Dr. SCHOENAICH

Durch den Zagost, das große Waldgebiet, das das Bauzener Land, Böhmen von Schlesien in der mittelalterlichen Frühzeit trennte, führte von Prag über den Pashweg von Gabel und über Zittau eine alte Straße nach Norden. Bei Lauban und Löwenberg erreichte sie den großen west-östlichen Verkehrsweg, die hohe Straße von Leipzig nach Breslau. Reichenberg und Friedland sind in diesem breiten Grenzhage noch 1250 Dörfer; Zittau wird hier 1255 von König Ottokar zu deutschem Rechte ausgesetzt. An dieser Straße lag auf schlesischem Boden die Grenzburg Griphenstein: 1243 sitzt hier Graf Stanislaus als Kastellan (R 591b). Die alte Grenzburg bildet, wie die Burg Lesne bei Marklissa, den Mittelpunkt eines weitausgedehnten Weichbildbezirktes: 29 zumeist deutsche Dörfer und das Städtchen Naumburg gehören zu dem Districtus circa Greiffenstein. Da wo die Zittauer Straße den Queis überschreitet, wird vor 1251, wohl noch unter dem Liegnitzer Herzog Boleslaw († 1278), dem nach der Teilung des Breslauer Herzogtums dieses ganze Gebiet zufiel, eine deutsche Stadt gegründet. Die alte Löwenberger Zollrolle setzt den Ort als Zollstätte ebenso voraus, wie das um 1251 gegründete Bunzlau: „Swer von Beheim vert geladen in diz lant vor Griphenbure, zollet her da“ (Wesemann, Urkunden von Löwenberg S. 4). Ihren Namen hat die neue Siedlung von der Burg Griphenstein. Stein und Berg sind ja die wechselnden Bezeichnungen für unsere alten Burgen. Wofern man nicht annehmen will, daß die Kolonisten den Ortsnamen aus ihrer Heimat mitgebracht haben. Ein Greiffenberg gibt es auch in der Mark, in Pommern und in Bayern. Die volkstümliche Tradition, nach der die Stadt im Anschluß an eine Burg entstanden sein soll, entbehrt jeder geschichtlichen Grundlage. Auf grünem Rasen wird sie gegründet. Zunächst als Kastort am Rande des Grenzhages, für die Fuhrleute, die von hier nach



Das Greiffenberger Rathaus

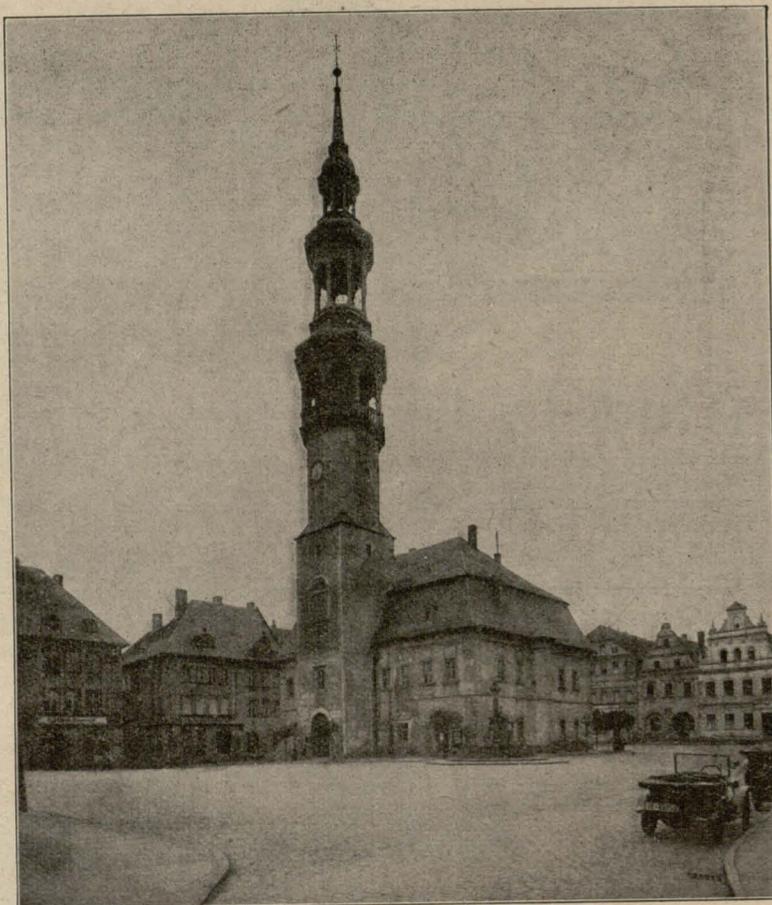
Lauban und Löwenberg gingen. Begründet auch, wie Marklissa, als oppidum forense, als Markttort, für einen Kreis

von Dörfern. 1353 ist es noch Markttort. Das Sigillum einer Urkunde aus demselben Jahre trägt allerdings auch schon die Legende: „Si(gillum) civi(um) de Greiffenberge¹⁾“. Nach dem Tode des Herzogs Bernhard (1286), für den bei der Erbteilung im Liegnitzer Herzogtum ein besonderes Herzogtum Löwenberg ausgeschieden worden war, kommt Greiffenberg zugleich mit Löwenberg an die Jauerschen Volkonen. 1354 soll Herzog Heinrich von Jauer das Meilenrecht, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit verliehen haben. Unter den Volkonen wäre also die Stadt Weichbildsort geworden. Als Weichbildsort saugt es, wie Marklissa die Burgwardei Lesne, den Burgendistrikt Greiffenstein völlig auf. Haus Greiffenstein mit seinem Städtlein kam 1400, zunächst als Pfandbesitz, an Gotsche Schöff auf Kemnitz²⁾. Das Herzogstädtchen wird grundherrlich. Wie Lahn und Liebenthal verliert es als Mediatstadt das alte Weichbildsrecht. 1712 ist Greiffenberg ein Landstädtchen im Kreise Löwenberg.

Als Ackerbürgerstadt hat Greiffenberg Bürgeräcker, eine gemeine Viehweide vor dem Pfarrtore und einen bescheidenen Bürgerwald. 1592 geht die Pfarrwidmut durch Kauf an die Stadt über. Auf dem so gewonnenen Gelände wurden Ackerbürger angesiedelt. Eine „Neustadt“ entsteht neben der alten städtischen Siedlung.

Für den Aufbau des Städtchens ist die Lage an den Verkehrswegen bestimmend; die Lage der Tore, des Marktes, die Ausgestaltung des Straßennetzes werden nach ihnen orientiert. Die Stadt ist ursprünglich dreitorig; das Laubaner, das Zittauer, das Löwenberger (Hirschberger) Tor sind die Tore für den Fernverkehr. Der Markt kommt mit der einen Seite an die Zittauer und Laubaner Straße zu liegen. Keine schachbrettartige Aufteilung des Stadtraumes, keine Gliederung nach Häuserblöcken, kein Straßennetz mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen. Der Ausbau geschieht allmählich vom Ringe aus, nicht nach einem vorher bestimmten Normalplane. Die Grundstücke, zumeist längs der Durchgangsstraßen aufgereiht, reichen, wie das bei Ackerstädten in Schlesien des öfteren der Fall ist, mit ihren Gärten bis an die Stadtmauer heran. (Plan von Werner a. d. J. 1748). Daher ist auch das Straßennetz recht bescheiden ausgebildet: nur eine einzige Nebengasse, der Durchgangsstraße parallel laufend, sonst Quergassen nach dem Markte führend.

Von Feuer und Wassernöten, von Kriegen vielfach heimgesucht, bleibt das Städtchen arm, auch in der Blütezeit gewerblichen Lebens. Wohlhabend sind nur die Leinwandpatrizier und die Garnkaufleute. Die Weber klagen auch im 16. Jahrhundert über schlechte Verdienste³⁾. Die Handwerksmeister sind nur Lohnarbeiter für die Kaufherren. Die grundherrlichen Verpflichtungen lasten schwer auf der Bürgerschaft. Die Schaffgotsche waren nicht immer humane Stadtherren⁴⁾. Darum sind die öffentlichen Bauten im Vergleiche mit anderen Städten recht bescheiden. Kein weiträumiges Häuserviereck auf dem Ringe. Das Rathaus ist, wie in so vielen schlesischen Kleinstädten, ein Einzelbau. Die Verkaufsstätten, die Bauden und Kräme, um das Ratsgebäude in wohlgeordneten Reihen herumgruppiert (Plan im Heimatmuseum), wuchsen mit dem Rathause nicht zu einer Baugruppe zusammen. Erst 1524 tritt an die Stelle eines schlichten Fachwerkbauwerks ein massiver Rathausbau. 1551 wird ein zweites Stockwerk aufgesetzt durch den Bürgermeister Matthias Rothe († 1603), der 44 Jahre lang das Regiment mit starker Hand führte; der umsichtige Förderer und der Wohltäter der Heimatstadt. Die schwere Walmbedachung stammt gar erst aus friderizianischer Zeit, aus dem Jahre 1777⁵⁾. Noch 1840 vereint das Rathaus



Rathaus vor dem Turmbrand 1929

friedlich in sich Verwaltungsräume, einen Ratsaal, in dem die Garnhändler an Jahrmärkten feilhalten, im Untergeschoß die Stadtwage, den Ratskeller, Brot- und Fleischbänke und den Raum — für die Feuerspritze.

Der Ratsurm wächst, wie alle unsere schlesischen Ratstürme, allmählich empor. Auf den älteren viereckigen Unterbau kommt 1624 das verjüngte Achteck⁶⁾, und darauf 1688 der barocke Turmhelm mit dreifacher Laterne. Schwerfällig wirkend, eine handwerksmäßige Leistung des ehrfamen Zimmermeisters Trautmann in Schoßdorf. Ob der nach dem Brande 1931 aufgesetzte neuzeitlich geformte Turmhelm aus Beton ein besonders glücklicher Baugedanke und ein harmonischer Abschluß der altherwürdigen Unterbauten ist, das darf man billig bezweifeln. Er fällt so ganz aus dem Rahmen unserer schmucken schlesischen Ratstürme heraus, für die die Barockhaube doch die bodenständige Kunstform ist und bleiben sollte.

Der Markttort und das bescheidene Ackerbürgerstädtchen wächst sich im 16. Jahrhundert zur Stadt der Leineweber und der wohlhabenden Leinwand- und Garnkaufleute aus. Die bodenständige Leinweberei der Zunftmeister in der Stadt, die Garnspinnerei und Weberei auf den Dörfern, den bescheidenen Vertrieb der Gewebe auf den heimischen Märkten baut der rührige und unternehmungslustige Bürgermeister Matthias Rothe seit 1555 zum Großvertriebe in weite Ferne aus. Er unternimmt weite Reisen in deutschen Landen, um dort die feinere Fabrikation kennenzulernen und größere Absatzmöglichkeiten der bereits geschätzten Greiffenberger Leinwand zu suchen. Die in den Städten und in den Dörfern angefertigten Gewebe und Garne kauft er überall zusammen. In Greiffenberg werden die Gewebe appretiert, gebleicht, auf Mangeln geglättet. Die „zartesten Leinen“ gehen nach Leipzig, Frankfurt, Köln und nach Augsburg. Die Zahl der Handwerksmeister in der Stadt stieg auf 100. Im Jahre 1595 hat der Nürnberger Kaufmann

¹⁾ Lehnurkunden I 492. 504.

²⁾ Die Urkunde im Auszuge bei B. v. Winkler: Greiffenstein, Gesch. d. Burg und Herrschaft, S. 15.

³⁾ J. G. Luge: Chronik der Stadt Greiffenberg (1861) S. 16.

⁴⁾ Luge, 99 ff.

⁵⁾ Luge, 167.

⁶⁾ Luge, 34.



Phot. Hallama

Viatis, der Schwiegervater des bekannten Nürnberger Patriziers Peller, einen eigenen Faktor in Greiffenberg. 1609 gibt es in der Stadt sechs Handelshäuser. Der große Religionskrieg, die rücksichtslos durchgeführte Gegenreformation wirken sich verheerend aus. Die österreichische Regierung hat dann, das muß man anerkennen, mancherlei getan, um der Leinenfabrikation wieder aufzuhelfen: 1728 erschien die Leinenordnung, 1738 das Garnpatent, die die Fabrikation und den Vertrieb regeln sollten¹⁾. Nach der preussischen Besitzergreifung kommt die Leineweberei durch die unermüdlige Fürsorge des Königs und der schlesischen Minister noch einmal zu hoher Blüte. 1755 vereinigen sich die Greiffenberger mit den anderen Städten des Gebirgskreises zu einer Sozietät. 1751 führen sie für 17 800 Tlr. an Waren aus, 1789 sogar für 182 680 Tlr. Vor den napoleonischen Kriegen exportieren noch 19 Häuser für 700 000 Tlr.²⁾ Die Greiffenberger waren anerkannt gute Appreteure. In meiner Jugend brachten die Bauernfrauen aus dem Niederlande ihre selbstgewebte Leinwand auf die Bleiche nach Greiffenberg und bargen „den schneeeichten Lein“ als kostbaren Schatz in ihren Truhen. 1842 wird die Leineweberei noch auf 71 Stühlen getrieben. Die Leinenindustrie tritt dann hinter den maschinellen Betrieben und der einheitlichen Zusammenfassung aller zur Leinenfabrikation gehörigen Nebenbetriebe in anderen Städten zurück. Männer von solchem Format, wie die Gebrüder Alberti in Waldenburg, Chr. Gottlob Dierig in Langenbielau, Methner und Frahn in Landeshut, C. N. Runze in Lauban, Samuel Fränkel und Josef Pinks in Neustadt, die den schwierigen Übergang vom handwerksmäßigen Betriebe zum maschinellen Großbetriebe vollzogen und durch ihren zähen Fleiß, ihre Intelligenz und ihren geschäftlichen Unternehmungsgeist die schlesische Leinenfabrikation auf dem Weltmarkt zu Ehren brachten, vermochte Greiffenberg nicht hervorzubringen.

Die Leinenindustrie hat dem Städtchen auch das äußere Gepräge gegeben. Von großen Bleichplätzen war es im Osten und Süden umgeben. Der Markt war, wie in allen schlesischen Städten, ein Laubemarkt bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die alten Holzlauben bauten die Kaufleute zu massiven Laubenhäusern, getragen von toskanischen Säulen. Lauben brauchte man eben in den Leineweberstädten für den großen Zudrang der Dorfleute und Aufkäufer, die am Markttage die Wochenarbeit an Garn und Leinwand zum Verschleiß brachten. Im Jahre 1810 kam ein Eisenhändler auf den Gedanken, seine Laube zuzubauen. In dem langjährigen Prozeß entschieden die Juristen, die die Rechtsfrage nach den Paragraphen des Landesrechtes entschieden, ohne den Werdegang der Lauben zu berück-

sichtigen, zu Ungunsten der Stadt. Die Stadt mußte seitdem den Zubau gestatten. 1850 verbot die Regierung den weiteren Zubau: „Der Grund und Boden unter den Lauben gehöre nicht dem Hausbesitzer; die Lauben seien als überbaute Bürgersteige anzusehen.“ Die sehr sachgemäße Verfügung kam reichlich spät. Nur zwei Laubenhäuser konnten noch gerettet werden. Der Chronist hat den Vorgang mit aller Ausführlichkeit gebucht³⁾. Mit Recht. Diese Verfügung der Liegnitzer Regierung will mir für alle Städte, die noch Lauben haben, bei einem Rechtsstreit von größter Wichtigkeit erscheinen.

Nach dem letzten großen Stadtbrande 1783 bekam das Stadtbild eine neue Note. Es entstanden rings um den Markt herum und auch in den Nebengassen Häuserreihen in preussischem Stil, wie wir sie neben den Traufendachhäusern auch in anderen Städten finden. Der königliche Bauherr gab das Geld zum Bauen und bestimmte auch den Baustil. Mächtige zweistöckige Gebäude mit Krüppelwalmbedachung. Vor die ursprünglichen, nüchternen Giebelwandungen, sind wohl erst später, recht geschmackvolle Kleingiebel gesetzt im barocken Stil. In Hirschberg spielte sich auf der letzten Reise des Königs 1785 jener denkwürdige Vorgang ab, der sich in die Herzen der Schlesier tief eingepägt hat bis auf den heutigen Tag. Ein Abgesandter von Greiffenberg dankte gerührten Herzens für die königliche Freigebigkeit, mit der ihr von Flammen schwer heimgesuchtes Städtchen wiederhergestellt worden war⁴⁾. Der Dichter Hugo von Blomberg verlegt den Vorgang nach Sanssouci. In seinem sinnigen Poem prägt er das denkwürdige Königswort in die schöne Form:

Da stand er mit der Krücke,
So hager und gebückt.
Was hat aus seinem Blicke
So demanthell gezuckt!
Er sprach — es klang wie Zanken —
Das kurze Wort beinah:
„Ihr habt mir nicht zu danken;
Denn dazu bin ich da!“

In der Pfarrkirche zu St. Marien findet der Kunstfreund einen in Schlesien einzigartigen ausgestatteten Innenraum. Eine Sgraffito-Decke mit Kratzmustern, ein Tonnengewölbe mit Rappen, ausgefüllt mit trefflich ausgeführtem Rankengeflecht und figürlichen Ornamenten. Eine hochstehende künstlerische Leistung aus dem Jahre 1552. Die Wiederaufdeckung und die sachgemäße Herstellung des jahrhundertlang übertünchten

¹⁾ Hermann Fehner: Wirtschaftsgeschichte der Provinz Schlesien (1741/1806), S. 14/15.

²⁾ Zeitschr. für Gesch. Schlesiens, 40, S. 276.

³⁾ Luge, 216/19.

⁴⁾ C. Grünhagen: Gesch. Schlesiens unter Friedrich d. Gr., I, 353

Innenraum der kath.
Pfarrkirche St. Marien mit
Sgraffito-Decke



Phot. O. Kühne, Friedeberg a. Qu.

Kraatzpuzes bleibt das Verdienst unseres hochverdienten Provinzialkonservators Ludwig Burgemeister¹⁾. Neben dem Hochaltar hat sich die Familie Schaffgotsch im 16. Jahrhundert eine Grufkapelle errichtet. An der Rückwand der gewölbten Halle erhebt sich ein beachtenswertes Figurengrabdenkmal: eine antike Attika, durch Säulen gegliedert; unter einem Rundbogenfries, zu beiden Seiten des Gekreuzigten, gleichsam als Adoranten, in Lebensgröße die Abnherrn und Frauen des Hauses. Eine lebensvolle, überaus wirksame Familienchronik²⁾.

Jenseits des Queis erhebt sich auf dem Kirchenplan von Nieder-Wiesä die evangelische Pfarrkirche mit ihren Pfarrhäusern und Schulgebäuden. In den Nöten der Gegenreformation 1669 von den glaubenstreuen Greiffenbergern auf kursächsischem Gebiete errichtet. Zuerst aus Holz; 1730/33 aus Steinen. Der weiträumige Kirchenbau, in Kreuzesform, war einmal eine vielbesuchte Grenzkirche: 7 Städte und 97 Dörfer richteten hierher ihre Kirchfahrt. Durch die Rückgabe evangelischer Kirchen und den Bau von 6 neuen Kirchen, und durch die Errichtung der friderizianischen Bethäuser verlor sie ebenso ihre Bedeutung wie die Friedenskirchen in den Erbfürstentümern.

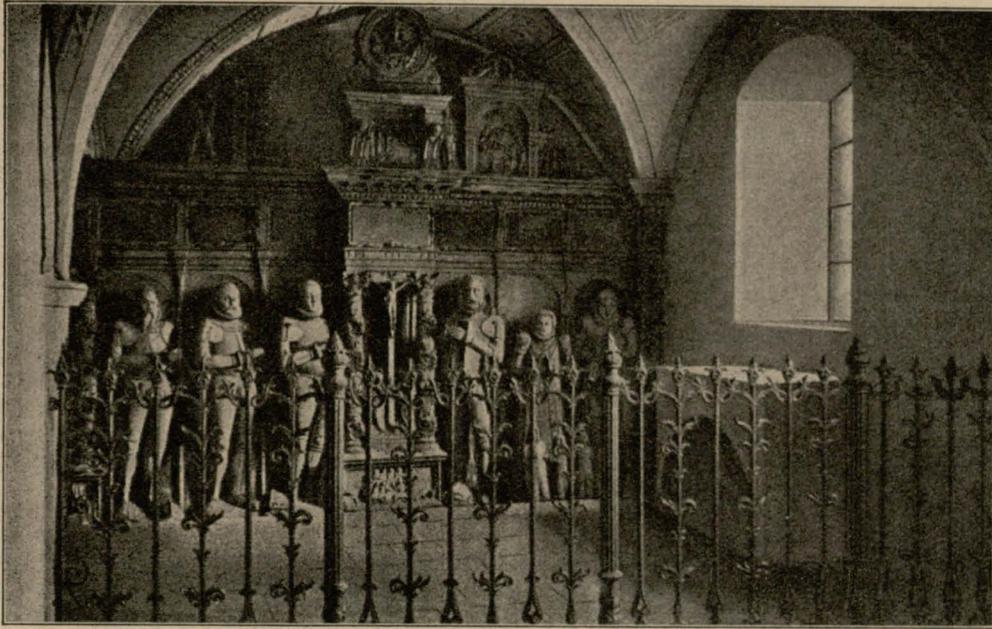
Für die Entwicklung Greiffenbergs über den mittelalterlichen Stadtraum hinaus bildet wohl die Eröffnung der Gebirgsbahn Görlitz—Lauban—Hirschberg im Jahre 1867 den bedeutsamen Wendepunkt. Die alte Stadtbefestigung fiel schon vorher; die Vorstädte wurden mit der Altstadt verschmolzen.

¹⁾ Bericht des Provinzial-Konservators der Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien (1925/26), S. 47 ff.

²⁾ Etwas Ähnliches in Großfauer bei Glogau. Vgl. die schöne Abbildung bei Julius Blaschke: Gesch. d. Stadt Glogau und des Glogauer Landes (1917), S. 243.

Durch die Anschlußbahnen nach Flinsberg und über Liebenthal nach Löwenberg wird Greiffenberg Verkehrsknotenpunkt. Die Erweiterung geht naturgemäß nach dem Bahnhof. Zu beiden Seiten der Bahnhofstraße entsteht das schöne villenartige neue Wohnviertel. Die Industrieanlagen versammelt man an den Bahngleisen. Auch die Altstadt wird zum schmucken, aufgeräumten Städtchen. Vor dem Rathause, über Eck, gegenüber der architektonisch bedeutendsten Ringecke — ein überaus malerisches Marktbild — der Jubiläumsbrunnen von Rünne, 1908 nach Eröffnung der neuen Wasserleitung errichtet. Einer von unseren schönen schlesischen Monumentalbrunnen. Ein geräumiges Wasserbecken und in der Mitte um eine Säulenbasis herumgruppiert wasserspeiende Greifen; auf dem Sockel der hochragenden Schmucksäule spielende Buben — ein Haschebrunnen, frischempfunden und plastisch lebenswahr herausgearbeitet.

Die Ausweitung über den mittelalterlichen Rahmen hinaus hat das charakteristische, schöne Stadtbild nicht zu beeinträchtigen vermocht. Das alte Greiffenberg, „auf einer Höhe malerisch gelegen“, bleibt immer noch das Kernstück der Stadtanlage. Versammelt um seine architektonischen und natürlichen Dominanten: Das alte Rathaus mit dem Ratsturm, die ehrwürdige Pfarrkirche zu St. Marien, jenseits des Flusses der Kirchenplan von Nieder-Wiesä, die urbs sacra der Evangelischen, und in der Ferne die malerischen Ruinen der Burg Greifenstein, die alte Herrenburg der Schaffgotsch, 1798 leider zum Bau eines Amtshauses abgeräumt. Alles eingebettet in grünes Hügel- und im Hintergrunde kulissenartig abgeschlossen durch die tannenumrauschten Rämme der Hohen Iser. Auch das neue Greiffenberg, das wohlgepflegte, saubere Städtchen, ist das anmutige Randstädtchen geblieben im Vorgelände des schönen Iserberglandes. Der beliebte Eingangsort in die



Schaffgotsch'sches Familiengrabmal in der kath. Pfarrkirche

Bergwelt der Iser. Hinüber nach Bad Flinsberg. In die bezaubernde Seenlandschaft der Queistalsperre, am stillen Städtchen Goldentraum vorüber, wo im 17. Jahrhundert der Grundherr, auf einen beglückenden Traum hin, nach Edelmetallen

schürfen ließ, vorüber an dem malerischen Herrensitz Burg Tzchocha. Schattende Laubgänge geleiten am rauschenden Fluß entlang, hinab zu dem alten Weberstädtchen, Marklissa im Lausitzer Queistkreise.

Herbst im Isergebirge

Von ALOIS KOSCH

Farben des Herbstes

Das flammende Rot des Ebereschen-Laubes brennt wie eine Fackel in die durchsichtige seidige Bläue des Himmels hinein, denn nicht nur die Beeren, sondern ebenso die Blätter der Berg-Eberesche sind rot. Rot in allen denkbaren Schattierungen. Wie Feuer lodert es da plötzlich im schwarzgrünen Fichtenwald auf, und das blasse Gelb eingestreuter Buchen gibt den Schlußton zu dieser Farbensymphonie. Blau, rot, gelb. Die weiten Wiesen- und Moorflächen sind vom fahlen gelben Riedgras bedeckt, und nur das ernste Dunkel des Knieholzes und das verwetterte Grau der Holzhäuser dämpfen die Glut der Herbstfarben. Drüben sieht das Riesengebirge herüber, Reifträger und Schneegrubenbaude. Frühmorgens liegt meist Schnee dort oben und leuchtet und strahlt in der Morgensonne hell auf. —

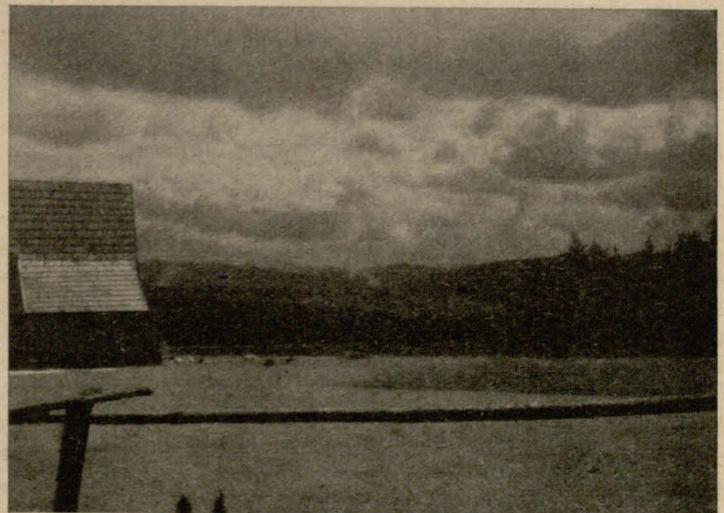
Der Blick von Schwedlers Plan im Herbst ist wohl das Schönste im Isergebirge zu dieser Jahreszeit. Im Vordergrund das mächtige grausilberne Schindeldach des alten Hauses, das fahle Gelb der weiten Wiesenfläche, dann ein Streifen schwarzer Wald. Rechts und links die mächtigen düsteren Höhenzüge der beiden Iserkämme. Aus den endlosen Waldungen kommt hier und da der blaue Schmauch der Holzfeuer, malerisch das Bild überhauchend. Der mächtige Rahlschlag an den Eiseisensteinen leuchtet unter der Sonne wie blizendes Gold auf. Darüber spannt sich die kristallene Klarheit des unendlich blauen Herbsthimmels, in den wie Fackeln die Ebereschen vom Wiesenplan hineinlodern. Eine herrlich schöne Pracht des Herbstes, klar, eindringlich, echt und deutsch. — Im Herbst herrschen diese reinsten Farben hier nebeneinander und doch harmonisch. Wie Edelgestein, so kostbar und so köstlich rein und schön. —

Edelsteine

Das große weite Isermoor gibt uns dazu noch wirkliches Edelgestein. Das sind die nachtdunklen, moorschwarzen Iserine, diese blizenden schwarzen Kristalle Titanisen. Der Trauer-

schmuck der Habsburger Herrscher bestand aus solchen Iserinen, die besonders groß und flächig geschliffen mit Goldsiligran einen wunderbaren Schmuck geben. Hin und wieder findet man im Schwemmsand auch einmal Saphire und Onyre in unirdisch zarten Farben. Auch Rubine manchmal. Lohnend ist das natürlich nicht, und es gehört für den Kenner oft tagelanges Suchen dazu. — Hoch her vom Weißen Flins kann man schöne große Bergkristalle schon leichter finden, besonders schöne Drusen nach kurzem Suchen im Lämmerwasser und Schwemmsstellen. —

Und ist das Wasser der Iser nicht selbst Edelgestein? Wenn die Sonne ihr Gold scheinen läßt und mit der Spiegelung des blauen Himmels ein eigenartiges Violett mischt. Wenn die tiefgrünen Wipfel hineinschauen in das leuchtende, bernstein-



Blick von Schwedlers Plan nach Groß Iser hinab Phot. Kosch

farbene Wasser, das, von sperrenden Blöcken geschwellt, nach dem vor Aufregung schäumenden Sturz sich wölbt zur Woge des Widerpralls, schillernd grün und sprühend weiß, um rasch wieder in die goldbraune und granatdunkle Ruhe zu versinken, aus der es kam, die es geboren hat — das Moor, das große unergründliche Sfermoor.

Gipfelschau

Da ist der Buchberg. Kühn und impulsiv schwingt sich dieser 999 Meter hohe Basaltkegel auf und beherrscht hier die Landschaft. Schroff stürzt er ins Bärenloch zur kleinen Fier ab, und der Anstieg ist steil und durch das Beerengeheck mühsam. Aber diese Gipfelschau!

In diese unglaublich azurne Klarheit, in dieses zarte apfelgrüne Blau des Morgenhimmels ragen hier oben die Wetterfichten hinein. An die hat sich der Reif der Nacht in langen herrlichen Kristallfahnen angefügt, die wie Prismen gegen den Himmel in allen Regenbogenfarben schillern. Ein Wunder ist so ein Baum, ein filigranfeines kostbares Kunstwerk, wenn er gegen die aufgehende, goldene Sonne steht und weit und hoch in den Himmel ragt. Ist es nicht eine Gnade, so etwas sehen zu können, solch ein Wunder der Natur!

Und dann die Ferne, die unendliche blaue Ferne! Eine Hügelkette nach der anderen verschwimmt in der Weite, die unglaublich fern zu sein scheint. Doch seht, drüben auf dem Riesengebirge liegt leuchtender, strahlender Schnee! Unter diesem kristallklaren Herbsthimmel blendend weißer Schnee. Dann der milchigblaue Dunst der Ferne über den Wäldern

Hirschbrunft im Sfergebirge

Zögernd weicht der Frühnebel vor der schon hoch gestiegenen Sonne, hängt noch in dem verzackten Waldrand und gibt hier und da einen Wipfel, einen Schimmer von blassem Himmelsblau frei. Höher rätschen, Wanderdrosseln schackern, Bergfinken pinken, Kreuzschnäbel locken. Unversehens ist der ganze Himmel blau. Die Gründe rauchen in langen weißen Fahnen, die Sonne glänzt auf dem Wipfelmeer der grünen Lehne, der Schattengang dämmert in Duftblau. Auf der Blöße schimmert ein silberner Schleier von Tau und Spinnweb.

Wo der Berg ansteigt und der verwachsene Schlag oben an das Altholz grenzt, links von der grünen Dichtung besäumt ist und rechts gegen den bläulichen Grund steht, glüht in halber Höhe im gelben Schmielengras und rostrotten Farrenkraut ein Ebereschbaum. Entsprungen einer Beere, die eine Drossel hier verlor; eine kümmernde Rute, als der Hochwald ihn noch mit seinem Schatten drückte; nicht beachtet beim Hieb des Altholzes; zufällig geschont beim Abdecken der schweren Blöcke, wurde er im Sonnenlicht ein mannbarer Baum. Es gibt kaum ein schöneres Bild in dem sonst so farbenarmen Bergwalde als sein glänzend grünes Laub mit den leuchtend roten Korallenbüscheln, wenn sie im beginnenden Herbst gegen das Lichtblau des Himmels stehen.

Die roten Vogelbeeren erfreuen immer noch das Herz des alten Hirschjägers und wecken viele herrliche Erinnerungen in ihm. Sie locken ihn hinaus in den dämmernden Morgen und halten ihn draußen am blauen Tage, bis das Rotkehlchen lockt und der Abend vergeht, wenn die Sterne ihm den Heimweg beleuchten. Denn wenn die Eberesche auch in den Hochlagen rote Beeren hat, beginnt seine schönste Zeit, die Hirschbrunft in den Bergen.

Ganz heimlich geht es jetzt im Walde zu. Man sieht nicht das geheimnisvolle Leben, das sich in der Nacht und in den Dichtungen abspielt, aber jeder Tag bringt etwas anderes. Die Muttertiere, die in einer geschützten Dichtung ihre Wochenstube

hingehaucht, und aus den Hängen um Karlstal steigt wie zarter grauer Rauch der Morgennebel empor.

Zeitweilig muß man die Augen schließen, so überwältigend ist diese endlos freie Welt hier oben, dieses träumende Meer voll Sonnenglanz und Herbstschönheit. Allein dieses Säusen der Wipfel, dieser Sang streichelnden Windes darüber hin! Von dieser begnadeten Höhe möchte man einen Sauchzruf schießen wie einen Pfeil über die Wälder, über die Ebene in die gottgroße blauleuchtende Ferne! —

Und wir?

Wir wollen hinaufgehen auf unsere schöne Fier im Herbst. Wir wollen diese ungetrübte ungefälschte Urnatur aus vollem Herzen erleben und in Feierstunden des Erlebens Zwiesprache halten mit dieser Landschaft, die von Schönheit überfließt. Klar und lauter, keusch und groß. So wie die Seele der Menschen sein sollte.

Da kommt dir der Friede und die Ruhe, die naturgewollte Ruhe zum Bewußtsein, und Freude zieht ein in dein müdes Herz, sehnsuchtsvolle quellende Freude am Sein und Vergehen, an der unendlichen Harmonie der Natur. —

Erlebend wandern müssen wir in unseren Bergen. Erwandern müssen wir uns jeden Fußbreit Bodens, um zum Bewußtsein unserer Heimat zu kommen, daß sie dann ganz unser wird und wir ganz ihr gehören. Denn nur wer seine Heimat kennt, der kann sie lieben; und nur wer seine Heimat liebt, der kann sein ganzes großes Vaterland lieben!

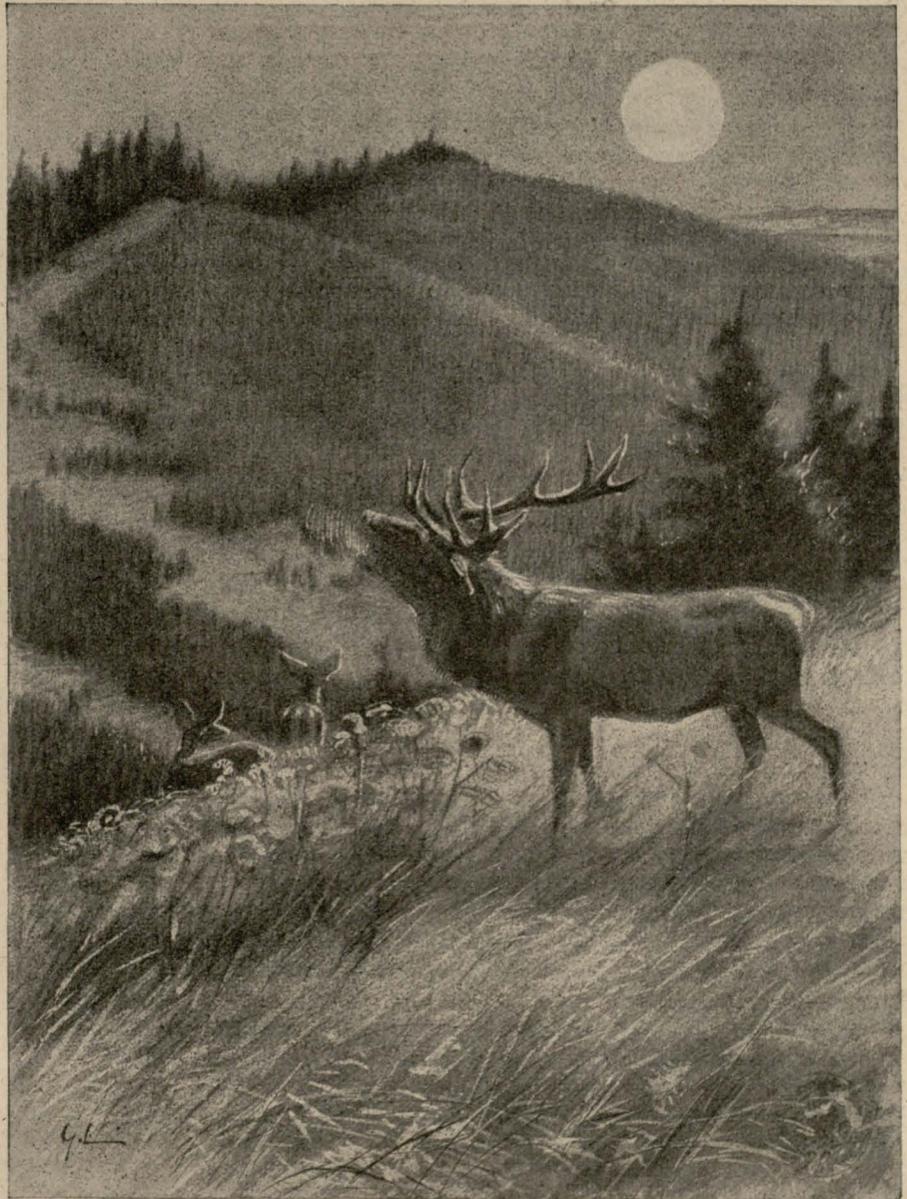
Von HANS HUBERTUS

aufgeschlagen hatten und sich mit ihren Kälbern vereinzelt hielten, haben sich wieder gerudelt, nachdem diese ihnen auch in der Flucht folgen können. Wo man sonst wochenlang an die Blöße heranbirschte und höchstens einmal eine Altricke mit ihren Kigen sah, steht unversehens ein Rudel Rotwild und äst sorglos schon in der Nachmittagsstunde. Die geringen Hirsche, die in kleinen Trupps zusammenhielten und ängstlich jede Gemeinschaft mit Weiblichkeit und Kinderstube mieden, haben sich den Rudeln zugesellt und widmen sich dem Familienleben. Den alten Einsiedlern wurde ihr Feistand zu einsam, sie ziehen unruhig umher, um festzustellen, ob sie ihre alten Freundinnen wiederfinden oder neue junge, und wo ein ihrer Stärke entsprechender Posten als Plashirsch frei ist, der ihren Brunftdrang befriedigt.

Jeder Tag ist anders, jede neue Stunde kann einen umherwandernden alten Eingänger unversehens vor die Büsche bringen. Alle Suhlen sind angenommen, das Wasser ist aufgerührt, auf dem zertretenen Rande steht manche gute Fährte. Aber auf den Zufall ist kein Verlaß, und zu sehen bekommt man selten einen von den alten Burschen.

Ich sitze auf einem Stubben am Holzrande der Blöße und rauche meine Pfeife. Ich glaube, ich sitze bloß hier, weil ich besseres in dieser Nachmittagsstunde nicht tun kann. Es sitzt sich zu schön hier in der Sonne, und zu sehen bekomme ich vielleicht ebenso viel, als wenn ich mich müde birsche.

Vorgestern stand hier ein Wildrudel, gestern war nichts hier. Ein paar geringe Hirsche waren dabei, zwei gleichwertige Jünglinge, die im kindlichen Spiel die Waffen prüften, wie sie die Alten zum Kampf gebrauchen werden. Sie senkten die Köpfe, gingen feierlich einander entgegen, fuhren in die zusammenklappernden Geweihe und drängten sich vor- und rückwärts, den anderen die überlegene Körperkraft fühlen lassend. Aber das Rahlwild beachtete das Spiel nicht und zog ruhig äsend weiter.



Kreidezeichnung von G. Lucke

Der Nachmittag vergeht, der Schatten wird lang und zieht den jenseitigen Hang hinauf. Die letzten Sonnenlichter liegen auf den obersten Wipfeln. Da ist drüben auf den kleinen Blößen der Dichtung etwas zu sehen. Ein Stück Wild steht dort und verschwindet wieder hinter den Büschen. Dann taucht seitlich ein roter Fleck auf, weiterhin erhebt sich der lange schmale Kopf eines Alttieres aus den Fichten. Endlich tritt unten im Grunde das Leittier heraus und sichert lange. Einige andere Stücke folgen, dann zieht das ganze Rudel äsend auf die Blöße. Zuletzt kommt ein Hirsch, ganz grau in der Winterdecke gegen das noch rote Wild, und bleibt allein am Dichtungsrande stehen. Er reibt lange und behaglich sein Geweih im Geäst einer Jungfichte, dann nimmt er den Kopf hoch und dehnt den Hals, als ob er schreien möchte. Aber er tut es nicht und geht gemessen dem Rudel nach. Die beiden Schneider von gestern fehlen, der neue Platzhirsch, ein mittelstarker Achter, duldet sie nicht mehr.

Als das Wild meiner Sicht entschwinden ist, ziehe ich mich vorsichtig auf dem Birschpfade durch das Holz zurück. Es dunkelt, als ich auf der Jagdhütte ankomme. Der Abend wird klar und kalt. Gegen neun Uhr, ehe ich mein Lager auffuche, trete ich noch einmal hinaus und lausche. Die Sterne flimmern. Von weit hinten aus dem Bannwalde tönt ganz undeutlich ein gedehntes Knören her. Dann bleibt alles still. Der erste Hirsch hat „gemeldet“, er rief sehnsüchtig in die Nacht hinaus, um Wild um sich zu sammeln.

So geht es ganz heimlich in die Brunst hinein. Der Jäger lauscht der leise klingenden Ouvertüre, jeden Tag gewärtig, daß der Vorhang aufgeht und die Szene frei wird. Aber die ersten klarkalten Nächte erfüllen die Hoffnung noch nicht. Meist schlägt das Wetter um, es wird warm und regnerisch, und selbst das vereinzelte Melden einiger Hirsche hört auf.

Inzwischen entwickelt sich auf der verdunkelten Bühne das Brunstleben. Plötzlich ist die Zeit um den 20. bis 24. September da, in der es erfahrungsmäßig in voller Höhe einsetzt. Da reißt der Wolkenvorhang, der Abend wird sternklar und kalt, und hinter der Szene beginnt die Oper mit dem dröhnenden Orgeln der Hirsche.

Der Frühmorgen zeigt die offene Bühne. Ein flacher Berghang, gelb vom hohen herbstlichen Schmielengras, noch grünend in den quelligen Nassen; vereinzelte dunkle Fichtenhorste darüber verstreut; vermoderte Stubben, frostrote Farne und Beerkrautbüsche; seitlich der Blöße der vom Überfallwinde zerbrochene und geschobene Waldbrand; im Vordergrund ein alter ästiger Windwurf, mit dem emporstarrenden Wurzelballen aus dem flachgründigen Erdreich gerissen. Herbstmorgen im ersten lauschigen Frühlicht, in der Nähe schon sichtig, weiterhin verhangen; dahinten, wo Nebel und lückige Dichtung noch in eins verdämmern, das wütende Röhren eines Hirsches. Brechen im Dürholz, Knacken im Geäst, Rauschen im Dickicht, Reißen im

Gestrüpp, von flüchtigen Läufen das Knatschen im Moor, das Schlagen der Schalen am Gestein, heftige kurze Sprengrufe des treibenden Hirsches: ö-ö-ö-, das leise Mahnen eines Tieres. . .

. . . ein Achter taucht in voller Fahrt aus Dunst und Nebel, rast über die freie Blöße und überfällt in hoher Flucht den Windwurf. Das Geweih zurückgelegt, die Gehöre angeedrückt, Angst im Blick, Haft im überstürzten Sprung — hinterher ein starker Kronenhirsch, den Kopf gesenkt, die Gehöre nach vorn gestellt, den dick aufgeschrienen Hals mit dem massigen Körper in eine wuchtige Linie gegossen, im scharfen Trollen.

Nach zwei Fluchten ist der Achter unter dem Hange verschwunden. Der Zwölfer stoppt vor dem Windwurf. Eine weitere Verfolgung ist nicht mehr nötig. Mit tiefem Kopf, Verdruss im grimmigen Blick, stiert er ins Leere und scheint den Flüchtling vergessen zu haben. Da dämmert ein Erinnern. Er fährt langsam mit dem Kopf zu Boden, schlägt ärgerlich mit dem Vorderlauf, die Seher treten rollend aus den Höhlen und fangen an, vor Zorn böse zu funkeln. Wütend stößt er das Geweih ins Erdreich, Grasbüschel, Wurzelballen fliegen in die Luft, Fexen bleiben in den Kronen hängen; er schlägt mit dem Geweih in das trockene Geäst des Windwurfs, das unter den Hieben bricht und splittert, prasselt und kracht. Nun hat er Lust von seiner pressenden Wut, er nimmt das Haupt hoch, streckt den Hals und schießt einen dröhnenden Trenzer in den Morgen.

Dann wendet er und zieht langsam, mit wiegendem Haupte, zu seinem Wilde zurück, das bei dem heller gewordenen Licht nun auch sichtbar ist. Es steht in den Jungwüchsen herum und äugt mit erhobenen Köpfen her. Dieser Anblick bringt dem Hirsch wieder Leben in die Adern. Er fängt an zu trollen, fällt in schweren Sprung, mit einigen Fluchten zurückweicht. Nun wird der Alte wieder lebendig. In schwerfälligem Sprung ist er hinter ihm her und treibt es mit kurzen, gedämpften Sprengrufen

Nach den Aufregungen und Anstrengungen der Brunftnacht scheint er müde und übersättigt. Er möchte sich wohl gern niedertun, um zu ruhen. Aber die Unruhe in ihm ist zu groß und hält ihn auf den Läufen. Wieder umkreist er das Rudel, gelangweilt und langsam. Er hat auf nichts in seiner Umgebung acht, um so aufmerksamer ist das Leittier, das immerfort mit erhobenem Kopfe steht und sichert. Da kommt der Hirsch in die Nähe eines Schmaltieres, das ihn ruhig herankommen läßt, dann aber in spielenden Fluchten zurückweicht. Nun wird der Alte wieder lebendig. In schwerfälligem Sprung ist er hinter ihm her und treibt es mit kurzen, gedämpften Sprengrufen

— ö-ö-ö — durch das Rudel hindurch, zwischen den Anwüchsen verschwindend und wieder auftauchend, im Bogen immer wieder zum Wilde zurückkehrend.

Plötzlich stoppt er wie angewurzelt. Aus dem hohen Holze dröhnt ein wütender Trenzer her. Ein Nebenbuhler, der Stimme nach nicht geringer, zieht dort heran, noch unsichtbar hinter dem zusammengeschobenen Bruchrande. Näher und näher, fast ununterbrochen, rasselt sein herausfordernder Kampfgruf.

Der Plaghirsch antwortet mit voller Lungenkraft. Schlag auf Schlag folgen die rostigen Schreie. Plötzlich ist es im Holze still. Auch der Zwölfer verschweigt und steht breitläufig, den Kopf gesenkt, unbeweglich mit grimmigem Blick den Holzrand scharf beobachtend. Die Tiere haben die Köpfe hoch und äugen neugierig nach dem neuen Ritter. Eine minutenlange Stille atemraubender Spannung — da fährt ein fürchterliches Krachen in das Schweigen, ganz nahe, unmittelbar hinter den zusammengefallenen Windbrüchen, die der Fremde mit dem Geweih bearbeitet. Ganz leise, wie ein Fuchs, ist er herangeschlichen.

Der Plaghirsch röhrt, als müßten ihm die Flanken bersten. Vielleicht kann er den Rivalen noch im letzten Augenblick einschüchtern. Alle Blicke sind auf den Waldrand gerichtet. Der Zwölfer steht, das Geweih zur Abwehr gesenkt. Einen Moment noch, und der Unbekannte muß ihm in die Stangen fahren — da wendet das Leittier und tritt langsam in die Dichtung hinein. Die übrigen Stücke ziehen ebenso langsam hinterher. Auch der Hirsch wendet widerwillig und folgt dem Wilde. Es ist hell geworden auf dem Brunftplan, das Leittier als der klügere weibliche Teil hielt es an der Zeit, den Hirsch in Sicherheit zu bringen.

Auch der Unsichtbare im Holze ist zurückgegangen. Man hört an den vereinzelt Trenzern, die er noch in der Erregung herausstößt, wie rasch er weg zieht. Dann verschweigt auch er. Er hat wohl die Gleichwertigkeit des anderen erkannt und wollte es nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Auch die Beihirsche, die weiterhin, auf der Höhe, im Grunde, erregt mitschrien, sind verstummt. Wie auf Verabredung ist mit einmal alles still.

Selles Morgenlicht liegt auf dem Plan, Tau und Spinnweb schimmert auf der Blöße. Die Fichtenwipfel fangen erglänzend den ersten Sonnenstrahl, die Gründe dampfen. Der Zauber des Lichtes hat den dröhnenden Spuf des Nebelmorgens gebannt.

Hirsche und Wild sind wie in den Erdboden versunken. Wanderdrosseln zippen, Bergfinken schilpen, Kreuzschnäbel locken, und still blaut der Himmel beim ersten Vogelflug. Ein sonniger Herbsttag zieht über die Berge.

Nacht auf dem Wolfsnest

Mit Zeichnungen von Eduard Enzmann

Von JOSEF SYROWATKA

Klein-Iser! Der Herbstabend kriecht vom Alten Bruch zwischen den Stämmen heran, überfällt die ehemalige Glashütte, und wenn ich durch die Fenster des Enzmann-Häusels hinaus sehe, merke ich, wie die Dunkelheit dauernd obsiegt. Die Iser-Niederung muß schon ganz in Schatten gemummt sein. Selbst die Gipfelsichten des Buchberges, die eben noch mit flammenden Spitzen wider die Finsternis stritten, unterliegen und sinken in die Gewalt der Nacht.

Wie eine dunkle Mauer düstert das Rund der Wälder um den Ort, rückt näher und verschwifert sich mit den wenigen Siedlungen.

Mit dem Maler will ich nachts zum Wolfsnest hinauf. Wir stehen eine Weile vor der Haustür, treten auf die Straße; um den Buchberg geistern Nachtnebel auf, und der hat Mühe, sein klobiges Haupt gegen sie zu bewahren.

Schon bettet da und dort ein Häuschen sein kümmerlich Licht zur Ruhe. Vom Turmel der kleinen Schule schlägt die Glocke mitten in eine Stunde. Da stehen wir auf Schröters Brücke über der Iser und erreichen bald auf Schröters Weg jene Winterbahn, die vom Wieselweg aus in den Ort zurückfindet.

Ein Stern blinkt über uns. Wolken wälzen sich hoch. Wieder ein Stern! Und über dem Wieselweg, dessen Wald uns nur wie vom Grunde eines Schachtes zur himmlischen Kuppel schauen läßt, verschicken die seligen Gebreiten ein ewiges Licht nach dem andern. Ewig? Aus dem Versinnen reißt uns heiseres Klaffen. Es dringt aus der Sauren Ebene herauf. Sollte ein Rehbock noch zu dieser Zeit schrecken? . . . Wir verhalten. Da Schweigt auch er.

Neben uns blinkt es. Die Taschenlampe wirft Licht in eine Grube. Geschirr-Scherben! Sie gaben so merkwürdigen Glanz. . .



⊞

Werden wir heute schimmernden Pfählen und glimmenden Stöcken begegnen? Wir sind darauf vorbereitet. Einmal hatte ich ein Stück solch modernden Leuchters in meiner Stube hängen. Es glomm wie aberhundert Johannswürmchen eine volle Woche lang und verglomm. Ein seltsames Waldangebinde, das mich mitten in die Stadt begleitet hatte.

Alte Leute erzählen, daß man früher im Isergebirge mehr als manns hohe Stöcke getroffen habe, die nachts über und über schimmerten. Solchen Begegnungen mögen die Sagen vom „Großen Leuchter“ zu verdanken sein, wie sie heute noch im Iserlande leben.

So stiegen einmal zwei Männer aus dem Gebirge nach Weißbach nieder. In der sackfinsternen Nacht stolperten die beiden bei jedem Schritte bald über einen Stein, bald über eine Wurzel. Da entfuhr es dem einen: „Wäre nur der große Leuchter da, er würde uns schon beistehen!“ Im selben Augenblicke wuchs vor ihnen eine Feuer säule aus der Erde und hüpfte voraus bis zu ihrem Hause. Dort verschwand sie, ohne einem ein Haar zu fengen.

Und wie erging es dem Weißbacher Großbauer, als er einmal von Haindorf nach Hause fuhr? Schwer knarrte der Wagen auf der dunklen Straße. Weder Mond noch Stern! Auf einmal blieb die Fuhr stecken und rührte sich nicht vom Flecke. War etwas gebrochen? Vergebens fingerte der Großbauer nach dem Übel. Seufzte in seiner Not: „Hätt' ich nur den großen Leuchter!“ Da stand die Lichtsäule neben ihm, und in ihrem Scheine konnte der geplagte Fuhrmann den Schaden finden und beheben. Zog darauf den Quastenhut: „Da hab' nur vielmals ‚Bezahl's Gott‘ dafür!“ Im gleichen Augenblicke war der große Leuchter in die Nacht zerronnen, und aus der Finsternis klang eine Stimme: „Hab' schön Dank! Hast mich erlöst!“

Solche Geschichten fallen uns ein, wenn wir im Dunkel durch die Wälder wandern.

Da stehen wir an der „Langen Fichte“. Vor einigen Jahren schon wurde sie abgeschlagen. Nur ihr mächtiger Stock hockt heute noch da, und die Holzmacher lassen der Stelle die altgewohnte Bezeichnung. Unweit von ihr zweigt ein Jägersteig vom Wieselsweg ab und führt gegen die Rammschneise der Zimmerlehne.

Das Gras ist feucht. Leuchtet die Lampe nieder, so weckt sie dunkle Tümpel auf. Wir bahnen uns nebenher den Weg, setzen über Steinbrocken, drücken uns durch das stachelige Buschwerk. Die Lampe flackert und tanzt an dem Fichtenvolk auf und nieder. Das stört die Schlafenden zu abenteuerlichem, zuckendem Leben. Stämme und Nadelgewand treten aus der Finsternis hervor und verhuschen wieder. Wurzeln blinken auf. Steine blecken mit Kante und Bruch.

Freund Enzmann verfolgt den Pfad genau. Der Steig ist ihm vertraut. Aber einmal führt er ihn tückisch in die Irre.

Doch der Maler kommt rasch hinter seinen Schlich. Wir kehren um und haben bald wieder den richtigen Steig unter den Füßen.

Der Fichtenwald duckt sich. Jünglicht löst ihn ab. Der Nachtwind raunt über die niedrigen Wipfel. Nun mag die Lampe in der Tasche rasten! Hohes Gras drängt an den Steig. Wir lassen uns durch keinen Wildwechsel verführen! Oben an der Lehne birgt sich im Hochwald die Masse des Törmelfelsens. Vor uns klappt die Waldwand zu einer Lücke auseinander. Auf sie halten wir zu. Im Hochwald hüpfet der Pfad kreuz und quer, wie ratlos. Mein kundiger Führer kümmert sich kaum darum und schlägt unbeirrt die kürzeste Richtung ein. Bald erreichen wir die Rammschneise der Zimmerlehne. Breit drückt sie den Wald auseinander, aber der Steig auf ihrem Grunde windet sich eng zwischen Kraut und Stein.

Zimmerlehne! Hier holte sich vor Zeiten Schneider-Hansel, der Großvater des Schneider-Anton, der heute noch als Neunzigjähriger sein Brennholz aus dem Walde nach Klein-Iser schleppt, die Zimmerbohlen für seine Hütte, die er sich an der Kleinen Iser baute.

Schneider-Hansel hieß eigentlich Johann Stefan und muß kurz nach der Josefinitischen Zeit ins Gebirge gekommen sein. Als er von der Wanderschaft heimgekommen war, wurde er zum Militär ausgehoben, und der Hauptmann erklärte: „Kannst noch wählen! Entweder vierzehn Jahre zu den Soldaten oder gleich und für immer nach Klein-Iser als Heger!“ Gab's da noch ein langes Überlegen? Schneider-Hansel verkroch sich lieber in den Busch, wenn sich auch hier oben nicht bloß die Füchse „Gute Nacht!“ sagten...

Eine mächtige und finstere Wolke wälzt sich von der Quarre herüber. Wenn sie die Oberhand gewänne, erlebten wir die Iserwälder in tiefster Verlassenheit. Unversehens rutschen wir manchmal ein Stück ab, greifen in feuchtes Moos oder Heidelbeericht. Endlich läßt die Fichtenmauer einen Gang durch. Das Licht der Lampe meißelt ihn scharf heraus. Wir folgen ihm. Wie ein verfolgter Hase schlägt er Querhaken hin und her und verhofft endlich, nachdem er noch mehrere Blöcke hinangehüpft ist, am Fuße des Letterfelsens (Leiterfelsens), der die Hauptgruppe des Wolfnestes bildet.

Die morschen Sprossen der Leiter wackeln. Vorsicht! Eine breite Spalte wird durch Balken überbrückt. Auch sie sind halbvermodert. Und halb vermodert ist auch das Gelände, darüber sich Fichtenäste neigen. Aber mit ein paar raschen Schritten setzen wir über die schaukelnde Ungewißheit auf festen Fels. Dort gibt ein Holzzaun neue Stütze, und eine zweite Leiter klettert auf den Hochsitz.

Im Dunkel der Nacht wächst alles ins Angewohnte. Das ungewisse Sternenlicht ändert das Gesicht der Landschaft. Wir sitzen oben in der opferschaleartigen Vertiefung und suchen unsere Augen an die Finsternis zu gewöhnen. Gegen Osten



zeichnet der Hohe Iserkamm seine Linie in den Nachthimmel. Vor uns drückt sich der breitrückige Ruhhübel hoch, und hinter ihm dunkelt der Flinsberger Kamm. Die Tafelfichte aber ist ins Wesenlose gesunken.

Ganz verstohlen flimmern im Nordost einige Lichter: die westlichen Hütten Groß-Ifers schlafen noch nicht.

Der Wind wandert, und mit ihm wandert die große Wolke. Aber sie droht nicht mehr. Allzu hoch ist sie aufgeklommen; nun wird sie gejagt, getrieben, zerdehnt und in dünne Schleier zerrissen. Durch sie hindurch schimmern die Sterne.

Auch der Wald scheint da und dort aufgewacht. Oder raunt er im Traume? In unserer Nähe aber neigen sich Wipfel und schlagen an den Felsen.

Sprechen nicht irgendwo Menschenstimmen? Zu unseren Füßen, tief im Moore, wacht ein Schrei auf und klagt lange widerhallend; greift ans Herz, dringt bis ins Mark...

Schreien versunkene Seelen? Klagt das Moor? Rühren sich andere Stellen bang in den Iserwäldern? Rund um das Wolfsnest ist mancher Ort verwunschen und trüchtig von unheimlicher Erinnerung, trotzdem gottesstrunken in der Höhe die Sterne sich verschwinden.

Wir denken nicht allein der Opfer, die der Winter hier oben schon gefordert hat. Einmal lag mitten auf der Zimmerlehnbahn ein Mädchel erfroren und so tief im Schnee, daß die Holzrücker über ihre Beine hinweg die Last der Schlitten zur Iser schafften. Auch droben in Brauns Holzschlage ist ein Holzmacher erstarrt. Und einen anderen froh die Kälte bei Strackes Brücke an einen Baumstrunk fest. Er hatte nicht mehr weit zur Henrich-Bahn...

Henrich! Da haben wir einen richtigen Angelpunkt für unsere Unterhaltung auf dem nächtlichen Wolfsnest gefunden. Der alte Henrich! Der soll ein französischer Soldat gewesen sein und irgendetwas auf dem Kerbholze gehabt haben. Warum hätte er sich denn sonst ins verrufenste Isergebirge verkrochen? Die Einsamkeit paßte ihm, und in den menschenfernen Wäldern holte er sich seinen Unterhalt. Weder Bock noch Hirsch waren vor ihm sicher. Die Förster fürchteten ihn, denn seine Büchse

fehlte nie. Er selbst war kugelfest. Der Teufel steckte in ihm und war überdies sein Gehilfe.

Dazumal stand auch auf dem Hinterbornplane noch das Jägerhaus und der Subförster hatte ein scharfes Auge auf den alten Henrich. Wenn er wiederum ein aufgebrochenes Stück Wild fand, dem die besten Teile fehlten, stieß er einen Fluch auf den berüchtigten Wildschützen aus. Als es ihm zu bunt geworden war, klopfte er abends einmal den Schneider-Hansl heraus und sagte: „Kommt's, wie's kommt! Morgen gehn wir auf den alten Henrichs los!“ Und richtig! Am nächsten Morgen pürschten sie sich gegen die Zimmerlehne vor, wo der Gefürchtete in einer Rindenhütte hauste. Noch nie hatte ihn jemand erwischt. Nur harmlosen Holzern ging er manchmal über den Weg. Und war er auch von Jägern und Treibern schon umstellt gewesen, es hatte sich immer wieder irgendwo ein Durchschlupf für ihn gefunden. Er kannte ja Weg und Steg wie kein zweiter.

Hub und Schneider-Hansl kamen aber kaum bis ans Quervasser, so sahen sie den Henrich, wie er aus dem Flössl Wasser schöpfte. Wo hatte er sein Gewehr? „Jetzt oder nie!“ schrie der Förster. Im selben Augenblick sprang der Wildschütz mit einem Satz hinter einen Stamm, riß sein Gewehr an die Backe. Als er aber den Schneider-Hansl vor dem Förster stehen sah, rief er ihn an: „Wenn dir Weib und Kind lieb ist, geh weg!“ Da knackte auch schon sein Weindgewehr — aber der Schuß versagte. „Verpucht noch einmal!“ fluchte der alte Henrich, und Hub schrie zurück: „Wort, mir word ja schumm luszgiehn!“ Er pfefferte dem davongehenden Wilderer eins nach, daß dessen Jacke zwischen den Schulterblättern aufrauchte. War der alte Henrich getroffen? Niemand getraute sich ihm nach ins Dickicht. Seit jenem Tage aber war von dem Wildschützen nichts mehr zu spüren. Er selbst blieb unauffindbar. Erst später stießen durchziehende Soldaten auf seine Reste. An Zwilchjacke und Kappe erkannten Waldarbeiter den alten Henrich. Sie gruben ihn an Ort und Stelle ein und setzten auf das Grab ein Holzkreuz. Und jedesmal, wenn das alte vermorscht ist, zimmern ihm die Männer an der Iser eines aus frischem Holze...

Aus Groß-Iser blinzelt schläfrig noch ein einziges Licht zu uns herüber, flackert unruhig und schläft ein.

In Groß-Iser lebten die Wildschützen einst so zahlreich, daß sie eine ganze Bande bildeten. Freilich ist dies schon lange, lange her, und die Kunde davon hat sich nur von Mund zu Mund bis auf unsere Tage herübergerettet. Der Große Junker führte die ganze Gesellschaft. Der war kugelfest, denn er verstand sich aufs Zaubern und goß seine nimmerfehlenden Freikugeln durch die Augenhöhlen von Totenschädeln, die von Hingerichteten stammten. War die Arbeit vollbracht, schlug er die knöchernen Gehilfen mit einem Leichenstrang hinaus, damit sie das Wiederkommen vergaßen.

Der Große Junker hatte auch einmal den Subförster ums Eck bringen wollen. In einer Nacht sprang plötzlich der Fensterladen im Hinterbornjägerhaus auf und im Rahmen hielt der Große Junker die Flinte an die Schulter. Stand aber gerade die Försterin zwischen ihrem Mann und dem Gewehrlauf. Und irgendwoher schrie dem Räuber eine Stimme zu, die deutlich auch in der Försterstube gehört wurde: „Laß ab, tätzst drei der-schießen!“ Darauf sei der Große Junker verschwunden.

Sein Sohn verstand auch das Hexen, hatte es aus einem vier- bis fünfmal versiegelten Buche gelernt, das ihm ein Unbekannter brachte. Nur ging ihm das „Verpragen“ nicht so rasch von der Hand wie seinem Vater. Als seine Zeit um war, konnte er nicht den letzten Atemzug machen. Alle Bekannten von Groß-Iser standen um sein Sterbebette; es half nichts. Da kam der Schwager, ließ das Bett auf den Wechsel der Diele, in der Nähe der Türe hinstellen, dann schlug er dreimal mit der Art „Mit drei Teufels Dank!“ auf den Wechsel, und der im Bette machte seufzend den letzten Zug, während draußen ein Sturmwind wild aufpiff...

Die meisten dieser Geschichten erzählte mir der alte Schneider-Anton höchst lebendig und mit einer Frische, um die ihn mancher weit Jüngere beneiden könnte. Wenn er beim Erzählen ins Feuer geriet, riß es den Neunziger hoch. Dann stand er am Tische und begleitete seine eilig sich überstürzende Rede mit entsprechender Gebärde. Jetzt, als ich mitten in der Nacht mich an ihn erinnere, leuchten mir seine stahlblauen Augen entgegen.

Enzmanns Pfeifechen ist ausgegangen. Die Unterhaltung verebbt. Über dem Hohen Iserkamm steigen neue Sterne hoch. Eine Weile sieht man sie in den Wipfelzacken schimmern, dann dringen sie aufwärts. Und drüben, dort wo ungefähr der Siebhübel sein Doppelhornhaupt vorstößt, sinken andere nieder, als wären sie müde von der Wanderschaft über die nächtliche Himmelswiese.

Der Maler hat sein Pfeifechen umständlich gestopft, den Tabak festgedrückt und das angeflamnte Zündholz reizt sein Antlitz aus dem Dunkel. Für eine Weile. Dann sind unsere Stimmen wieder die einzige Brücke zwischen uns.

Wir verlieren uns manchmal in Gesprächen über die Ewigkeit des Wandels und des Kreislaufes aller Dinge. Vor unserem geistigen Blicke sinken die Iserwälder tausendmal nieder und bauen sich wieder auf. Was gilt ein Baum? Wenn er fällt, der Wald bleibt. Ein Mensch? Die Menschheit steuert weiter. Ein Stern verlöscht; der gestirnte Himmel schimmert in die Ewigkeit. Sterne vergingen vor Tausenden von Jahren, und ihr Licht sucht noch immer den Weg durch die überirdischen und irdischen Räume. Wie ist es mit dem Licht der Seele? ... Wo sind Antworten auf letzte Fragen? ...

Wir haben den Platz gewechselt. Junge Ebereschen schmiegen sich an uns an. An der Felswand unter uns ist eine geräumige Höhle. Sie ist aber nur von der Nordseite des Leiterfelsens zu erreichen.

Dumpf rauscht es aus der Richtung der Isermoore. Wipfel stöhnen. Der Wald ruht auch in der Nacht nicht. Noch rufen über seine Halden die brunstigen Hirsche nicht. Wenn ihre Stimmen aufhören, jagen sie den ganzen Umkreis des Gebirges aus Traum und Verfunkenheit. Erst der Winter bringt Schlummer und Schlaf und manchem hier oben die Ruhe für immer ...

Nachtkühle kriecht in uns hinein. Zeit zum Abstieg! Der ist beschwerlicher als der Aufstieg. Niemand mehr kümmert sich um die vermorschenden Leiterreste. Der Wald um den Felsen ist zur Höhe gediehen. Der Hochstand wird nicht mehr benutzt. Keine Sicht in die Wälder! Und später? Nach achtzig und mehr Jahren? Die allmählich überall im Isergebirge einsetzende Plänterwirtschaft vermeidet die Raßschläge. Und die Felsen, die den Beschauer wie Ruinen auf die waldleeren Gipfel locken, werden für immer untertauchen in den Wellen der Wälder.

Wieder nimmt uns die Schneise auf. Die Nacht hat sich noch mehr erhellert, und die große Wolke ist in nichts zerronnen. Neben dem Steige blinkt ein mooriger Tump auf. Tief! Der Stock erreicht den Grund nicht!

Ein mächtiger Flesblock, der ebenfalls zur Wolfsnestgruppe gehört, zeichnet sich turmartig über die Wipfel. Der Pfad hüpfert ins Dickicht. Und dann ruhen die Sterne plötzlich über den Zinnen des Raubschützenfelsens. Dort hatte der alte Henrich seine Rindenhütte angelehnt. Südwestlich davon, zwischen Gras und Fichtenjungwald schlummern des Wildschützen letzte Reste.

Ob es ratsam ist, jetzt seine Stätte aufzusuchen? Mitternacht naht.

Mir fällt ein nächtliches Erlebnis bei der Hainskirche ein. Mit einem Freunde kroch ich dort den Zickelsteig hinan. Unheimlich laut brauste tief unten in der Schlucht der Schwarzbachfall und erfüllte den Wald mit seinem Donnern, das ohne Anfang und ohne Ende schien. Ich wies gegen die felsigen Höhen und meinte zu meinem Begleiter: „Hier nennt es der Volksmund ‚Das Herenchor‘ und erzählt, daß hier Nachtjägers Hunde hecken!“ Im selben Augenblicke schrie gellend der Wind um die steinernen Mauern, daß uns die Gänsehaut überlief, und wir hasteten der Stolpichstraße entgegen ...

Und jetzt zu mitternächtiger Stunde an das Grab des alten Henrich? Beschwören wir im hohen Isergebirge keine Geister! Wir fühlen uns mit den Füßen eilends vor, finden die Zimmerlehnbahn und können nun sicherer ausschreiten. Ein alter Baumstrunk fängt uns wie mit Fußangeln ein. Da meint Enzmann: „Diesen knorrigen Vorbs habe ich einmal gezeichnet!“ Das wirkt wie eine Erlösung. Denn auf einmal läßt uns der widerhatige Geselle frei, als hätte er gute Freunde erkannt.

Ein paar Bemerkungen des Malers schenken mir Einblicke in seine Arbeitsweise. Oft und oft hat er hier oben in den verborgenen Wäldern bis zum Einbruch der Dämmerung gearbeitet und ist dann in der Dunkelheit mit einer aufgespannten Leinwand, die mehr als einen Quadratmeter in der Fläche maß, durch die Büsche niedergestiegen. Darum kennt er den Weg

so genau, warnt im voraus schon vor Löchern und tückischen Wurzeln.

Es öffnet sich die Seele des sonst so Schweigsamen. Selten erzählt er von seiner Arbeit. Aber diesmal, in der Nacht, wirft er vor mir ein Licht über seinen Werdegang, über seine unablässige Mühe, den Weg zur Höhe zu finden. Ich schweige dankbar. Dann wird auch er still. Lange, lange wandeln wir stumm nebeneinander, bis wir auf der Wiese stehen und mit wenigen Schritten die Iserstraße erreichen.

Der Ort schläft. Aber oben im Siebelstübel des gastlichen Enzmannhäufels liege ich noch langsam wach und schaue in den Himmel hinein, der mit seinen Sternen herrlich über den Wäldern leuchtet, bis mir die Augen zusinken.



Der Altmeister der Isergebirgsdichtung hat einen Roman vollendet, in dessen Mittelpunkt der „Brechtenschmied“ steht. Dieser schon längst zur Sagengestalt gewordene, im Isergebirgsdorf Ober Mardorf im 18. Jahrhundert ansässig gewesene Schmiedemeister hatte auf der Wanderschaft den Italiener Morichetto kennen gelernt und von diesem Aufschlüsse über das Vorkommen edlen Metalles und Gesteins auf den Iserwiesen erhalten. Als er nun vermutet, daß der Genannte dortselbst bereits grabe, sucht er ihn auf. Das hier zum Vorabdruck kommende 9. Kapitel des Leutelschen Romanes „Der Brechtenschmied“ schildert dieses Wiederfinden.

Noch waren die Häuser am Wege grau vom Staub der letzten Hitzetage und selbst die Bäume und Gärten und Zäune. Grautönig blickten auch die ersten Vorberge drein, nur hie und da von dem dunkleren Tuch einer Waldzunge verhängt. Aber der gleichfarbene Dunst, der schon die hohen Bergrücken überschlich, ließ auf kommenden Regen schließen.

Andreas schritt mächtig aus, den Höhen entgegen. Ihn schreckte das mögliche Nahwerden nicht; denn er mußte wissen, ob der Italiener schon dort am Iserfluß grabe. Heute ist Sonntag, und die Schmiede feiert. Da gilt es, die freie Zeit zu nützen.

Der junge Schmied war seit jener Mitteilung des Fuhrmannes in großer Aufregung gewesen. Da hatte er Jahre verstreichen lassen, ohne ernstlich an jenen Schatzwinkel zu rühren, und nun mußte der Totgeglaubte daherkommen, ihm den erhofften Gewinn streitig zu machen. Wird es denn glücken?

... Und im Weiterschreiten war auch der Bach wieder da, der seine Wasserstürze in die Schlucht hängte und die Stetigkeit des Walddunkels nahm ihn auf. Brauner Boden, braune Stämme rings um ihn und oben lastete die düstere Wipfelbreite. Grau wie Alltagsorgen blickten bereits Wolken durch deren Lücken.

... Er wird sich in einer der Hütten am Buchberge einmieten und tagaus tagein auf die Suche gehen können. So mag er leicht finden ...

In den Bergen war noch Stille, und Schleier hüllten sie mehr und mehr ein. Die Ungebuld trieb ihn zu immer hastigerem Gehen, und bald gelangte er an die ersten Vorboten der Niederlassung: die großen Holzschläge. Windgetragener Dunst wehte über sie, die vom Rispenbraun der Gräser durch alle Stufen des Jungwuchses gegen die Wände des Hochwaldes stiegen. Was die jüngsten Bäumchen etwa noch an Strunkungetümmen und emporstehendem Wurzelwerk freiließen, war weiter oben schon unter die Wipfel gesunken.

Andreas überlegte im Hasten, ob ein Suchen auf diesem freigelegten Grund lohnen würde. Er verwarf den Gedanken aber gleich wieder, dieweil alle Überlieferung besagte, daß nur der Fluß die Goldkörner und das Edelgestein aus den Tiefen des Gebirges anschwemme. Er hätte eben längst an der richtigen Stelle zugreifen müssen.

... Und dann wieder Fichten an Fichten gereiht zum Waldband der Höhen, gewaltig hingestellt auf Steilwände und Dehnungen und vom Stein und Hang sich zum Ramm emporzackend.

... Und Morichetto? Wenn er ihn findet, wie wird er sich mit ihm auseinandersetzen?

Der Eilende geriet in schweres Sinnen, das ihn festhielt, bis er vor den Buchberghütten stand.

Der alte Bartl, bei dem Andreas zuerst eintrat, schnitt mit Anstrengung Späne; aber er wendete sich sofort nach der Stube zurück und rief gegen sein Weib:

„Da sieh, daß er's doch nicht war! Jetzt steht er erst da.“ Und auf die Gegenrede der Alten, daß sie schon noch wisse, was sei, schob er den jungen Mann gegen das hellere Licht, damit das Weib seinen Irrtum gewahre.

Da war denn ein Verwundern und Händezusammen schlagen im Stübchen und ein Beteuern, daß jener gerade so aussehe, wie der Herr Schmiedemeister.

„Anders angezogen aber geht er doch“, warf der Spannschneider ein, und als er auf genauere Fragen auch noch das Spizhütl des Fremden erwähnte, wußte der junge Mann, daß der Mitbewerber am Platze sei.

Er bedurfte dazu nicht einmal mehr der Nachricht des Alten, daß der Fremde sehr schlecht deutsch gesprochen habe und fragte nur beiläufig, wo der Mann sich aufhalte.

„Beim Linke-Heger oben schläft er schon die zweite Nacht und geht alle Morgen hier vorbei“, kam die Antwort.

Andreas ging. Im Hegerhause musterte man ihn mißtrauisch, als er nach dem Fremden fragte.

Man wisse nicht, wie er heiße. Und heute sei er wieder nach der Sauren Ebene hinausgegangen, war alles, was er erfahren konnte.

Da gab er dem Hegerjungen ein Gröschl, daß der ihn dorthin führe.

Nach halbstündiger Wanderung aus dem Hochwalde tretend, gelangten die beiden wieder an den Iserfluß, aus dessen klaren Wassern die Bachkiesel mit ihrem grünen Algenüberzug hervorleuchteten. Auf der jenseitigen, welligen Fläche aber wechselte Goldgewoge reifer Rispengräser mit angebräunten Kräuterbüscheln, und darüber hinaus dehnte es sich wie ein rostbraunes Meer gegen die Wüste des Knieholzes.

Der Junge deutete mit dem Finger dorthin und meinte kurz: „Da ist sie.“

Andreas hieß ihn heimkehren und wendete sich seiner Aufgabe zu. Es war recht mühevoll, auf dem trügerischen Rasen durch die Wälle des Zwergholzes gegen den Hochwald durchzudringen. Dieser wagte es nur, vereinzelt Plänkler an jene grünen Wellen heranzuschieben; nicht jene kerzenschlanken Fichten der Talgründe, sondern geduckte Baumkegel, deren Äste förmlich durcheinandergewirbelt schienen.

Bald mußte Andreas gewahren, wie ausgedehnt und unübersichtlich die Fläche war. Er wollte rufen, empfand aber im selben Augenblick, daß dies zwischen den Pflanzenverhauen nutzlos sei. Nur ein eingehendes Suchen konnte helfen.

So ging er denn an die Arbeit, von deren Ausichtslosigkeit er fast überzeugt war. Wenn er irgendwo den Mantel des Italieners zu sehen glaubte, waren es die fuchsiges Nadelbüschel vom Schnee geknickter Äste und ging er Geräuschen nach, die abseits aufflangen, so brachen sich nur die Flügelschläge aufgeschwechter Auerhühner dort Bahn. Die zurückschnellenden Äste der Zwergkiefern peitschten sein Gesicht und trat er versehentlich auf eine minder sichere Stelle, so brach er bis über die Knöchel in den Moorboden ein. Schon fingen die Pulse an seiner Schläfen zu hämmern an und er wurde aufgeregter und aufgeregter.

Die Müdigkeit zwang ihn endlich, stehen zu bleiben. Ein Stück Brot aus der Tasche ziehend, aß er einige Bissen und dabei überlegte er bereits, ob er nicht nach dem Hegerhaus zurückkehren und Morichetto dort erwarten solle. Da kam ihm plötzlich die Erleuchtung, daß er den Italiener doch am ehesten unten an der Iser treffen müsse. Schon bei seiner Ankunft hatte er ja gesehen, wie der Fluß eine große Schleife um die Moorheide schlang.

Gedacht, getan. Er kam auf dürftigen Niedrasen hinaus, von dem die weißen Flöckchen der Wollgräser nickten, und dann stand er auf einmal vor der großen Dehnung der Moorbreite mit ihren Schattierungen des Braun, Gelb und Grün. Überall auf der Fläche aber lauchteten dunkelglänzende Wasserstümpel auf, von braunen Torfrändern umrahmt.

Schon nach wenigen Schritten, die er von einem Grasbüschel zum andern tat, mußte Andreas sich überzeugen, daß es ganz unmöglich war, über diese Sumpfschneise hinwegzukommen. Er umging sie daher in weitem Bogen und gelangte nach längerem Kampf mit dem umrahmenden Knieholz an die Iser.

Der seichte Fluß glitt zwischen Steilufern fast geräuschlos dahin und war auf Steinblöcken leicht zu überschreiten. Andreas dachte eben darüber nach, ob er dem Laufe folgen oder sich nach aufwärts wenden sollte. Da drang durch das leise Wellchengemurmel auf einmal ein Ticken, wie wenn jemand mit der Haxe in den Boden schlägt.

Flußaufwärts kam es her und Andreas ging nach der Richtung. Das Geräusch verstummte zuweilen und er mußte stehen bleiben, bis es wieder anhub.

Und was war das? Eben hatte er das Ticken noch vor sich gehabt und nun drang es hinter ihm drein. Als der Erstaunte sich wandte, sah er, daß ein kleines Wässerlein von der Höhe herabrannte, das er achtlos überschritten hatte. Von der Höhe der Schlucht, die der Bachfaden ausgefägt, drang das Ticken her.

Andreas stieg empor, trat aber einen Stein los, der polternd zur Iser hinabrollte. Sofort hörten droben die kurzen Schläge auf und nach wenigen Augenblicken sah der Kopf eines Mannes über einen Steinblock her.

Der Hinansteigende erkannte ihn gleich und schwenkte seinen Hut, der oben aber schnellte wie eine Raze über das Felsstück her, breitete mit südlicher Lebhaftigkeit die Arme aus und umschlang den Ankömmling.

„Andreo — Morichetto!“ klang es gleichzeitig.

„Du sein auch da?“ brach es dann bei dem Italiener los. Er überschüttete den Freund mit Fragen, so daß dem beim besten Willen nicht Zeit blieb, sie alle zu beantworten.

Endlich war die Fragelust gestillt und Andreas erfuhr, daß der Handwerksgenosse wirklich dem Tode nahe gewesen und nur wie durch ein Wunder gerettet worden sei. Als er aber fragte, was der Gefährte dort oben geschafft habe, erhielt er mit einer abwehrenden Handbewegung nur die Worte:

„Niente; brutto Ries . . .“

Auf dem Rückwege langte der Italiener eine Handvoll aus der Tasche, in der sein Nebenmann zwischen wohlbekannten Iserinen auch einen saphirfarbenen Brocken gewahrte. Den Goldglanz eines kleinen Körnleins daneben ließ der Welsche wohl behend zwischen den Fingern verschwinden; aber Andreas hatte sein Aufblinken ganz gut gesehen und ging fortan betreten neben dem lebhaft Plaudernden her.

Trotz dessen Worten und seiner Aufforderung, recht oft herzukommen und gemeinsame Sache mit ihm zu machen, konnte der durch die Verheimlichung des Goldfundes tief Berührte nicht zur alten Herzlichkeit mit dem Freunde kommen. Auch als er sich auf der Höhe des Hegerhauses verabschiedete, kam seine Zusage nur wie unter einem Zwang heraus.

Jetzt mußte er sich aber sputen, wenn er bei Tageslicht heimkommen wollte. Noch einmal blickte er nach der Gegend zurück, in der er auf der Suche gewesen war. Dort hob sich jetzt das Gewölk über die Waldschneiden herauf und öffnete das Abendtor der Sonne. Blasen und Gellen wechselte in ihm, wie die Dünste mächtig wurden, um darauf wieder zu vergehen.

Ein Lugaus nach dem Sonnenlande im Westen. Sollte das eine Vorbedeutung sein?

Es war doch spät geworden. Das geringe Wolkenglühen oben hob die Grenzen des Dunkelwaldes noch schärfer hervor, und seine Wipfel verschwammen zu totdunklem Verhau. Alle Wälder wurden schwarze Tafeln, und die Nacht reckte sich über die Berge.

Da empfand er den Lichtstrahl, der aus dem Fenster seines Hauses drang, als eine Wohltat und verharrete eine Zeitlang in dessen Schein. Er malte sich aus, was Weib und Kind eben dort hinter den Scheiben tun mögen. Dann wieder trieb ihn die Sehnsucht, fast ungestüm zu klopfen. Und als er erst seine Kleinen geherzt hatte und mit dem Weibe friedlich beisammen saß, wollte ihm das heutige Erlebnis nicht mehr so

schlimm erscheinen. Sanna aber schaute auf die Erzählung des Gatten hin besorgt drein und meinte, der Italiener, der ständig dort graben könne, werde das beste vorwegnehmen.

Die Ehegatten kamen dann noch überein, daß auch Andreas sein Glück am Iserfluß öfter versuchen solle. Nur konnten sie nicht gleich einig werden, wie das zu machen sei.

Sanna riet, den alten Morchensterner Haubold-Schmied, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, an einigen Werktagen herüberzubitten; doch ihr Mann wollte von dem Pfuscher nichts hören.

„Aber es wäre doch wenigstens jemand da“, entgegnete die Frau und gab sich scheinbar zufrieden. In den folgenden Tagen jedoch, als die Ungeduld des Mannes wuchs, wurde es dann doch so, wie Sanna wollte.

Als Andreas am nächsten Sonntag von den Buchbergshäusern heimkehrte, ließ er sich den Umweg nicht verdrießen, den Haubold aufzusuchen und mit ihm zu ratschlagen.

So kam es, daß nach dessen Zusage der Brechschmied auch an einzelnen Werktagen nicht daheim war und von jenem alten Manne vertreten wurde.

Die Suche förderte wenig. Es schien wirklich, als habe der Italiener mit seinem Ausruf, es sei alles ganz Ries, den Nagel auf den Kopf getroffen. Er arbeitete, wenn Andreas erschien, eine Strecke unterhalb jenes Bacheinlaufes. In einer hohen Absturzwand zeigte er dem Freunde eine schwarze Silberader, die sie für später aufsparen möchten. Die schönen Tage seien für anderes zu nützen.

Das andere aber wollte sich bis auf geringe Funde von Halbedelsteinen noch immer nicht einstellen und da Morichetto bei diesem mageren Ertragnis noch immer gelassen blieb, wollte in Andreas, der die sonstige jähe Festigkeit des Freundes kannte, wieder der alte Arawohn aufsteigen.

Ob er ihn von den guten Stellen fernhalte und die eigenen wertvolleren Funde verheimliche? Wenn er sich des Beisammenseins in Italien erinnerte, und wie der einen Kameraden bloßer Geringfügigkeiten wegen dort fast getötet hätte, mußte sein jetziger Gleichmut auffallen. Das verheimlichte Goldkorn tat sein übriges.

So gingen die Tage unter ständigem Hin- und Herwandern und schufen nur geringen Nutzen. Daheim gab es Schwierigkeiten. Dem alten Haubold ward der weite Weg nach der Brechschmiede zu beschwerlich, und er blieb endlich, Krankheit vorschüßend, ganz aus. Da an dessen Tagen die Leute nur selten Arbeiten verlangt hatten, glaubte Andreas auch trotz der fehlenden Aushilfe nach der Iser wandern zu dürfen. Schien es doch, als sei man dort oben einer reicheren Fundstelle näher gekommen, was dem Suchen neuen Antrieb gab.

Aber wie das so geht. Raum war die Schmiede auch werktags einigemal geschlossen gewesen, als Arbeiten über Arbeiten einliefen und die Leute sich bitter beschwerten, wenn sie unverrichteterdinge abziehen mußten.

Robot für die Obrigkeit sei zu leisten, hieß es, und jetzt könnten sie nicht einmal das nötige Fuhrwerk instandsetzen lassen.

Andreas mußte nachgeben, blieb daheim und hoffte die Sache damit abgetan. Aber ebenso trügerisch wie jene Hoffnung auf bessere Funde war auch dieser Glaube.

Eine Woche verging noch, die Ruhe vor dem Sturm. Dann kam vom Oberamt das Schreiben:

„Dem Amte wurde glaubwürdig berichtet, daß der Magdörffer Untertan Andreas Runze sein ihm obliegendes Schmiedehandwerk schandbar vernachlässiget und des öfteren sogar werktags nicht anzutreffen sei. Dasige Bauern, die solcher Art keinen Beschlag bekommen, ihre Robotfuhre dieserhalb nicht abstellen gekunnt, haben so wiederholt herrschaftliche Belange geschädigt. Mafsen sich besagter Schmied nach gehender Rede herausnimmt, seine Mitmenschen durch Gaukeleien zu narren, gottlos zu leben und sich sogar dem Bösen verschreiben zu wollen, also soll ihm zur verdienten Straff für den nächsten Sonntag vor dem hiesigen Amthaus der Eselsritt appliziert werden.“

Der Heinzel-Stein an den Baberhäusern verbindet den Namen des Dichters eng mit dem Fleck Erde, den Heinzel zeit- lebens am meisten geliebt hat. Er, der aus der Ebene — aus dem Dorfe Ossig im Kreise Striegau — stammte, der sein ganzes Leben in düsteren Redaktionsstuben sitzen mußte, hat immer wieder die Sehnsucht nach den Bergen gespürt und hat ihr oft und manchmal ergreifend Ausdruck geliehen. Vieles, was er schrieb, ist vergessen worden und soll nicht künstlich neu erweckt werden. Aber gerade die Verse, in denen er seine Liebe zu den Bergen aussprach, seine Bekenntnisse zu Schlesien, werden nicht untergehen, weil man aus ihnen Echtheit, Geradheit und Verbundenheit spürt. Es ist nur wenigen bekannt, welche bedeutungsvolle Stellung Heinzel in der Geschichte der mundartlichen Dichtung einnimmt. Als er, etwa gleichzeitig mit seinem Freunde und Mitkämpfer Robert Köppler, in die Literatur eintrat, war die überraschende Wirkung, die beider Dichter großer Freund und Vorgänger Karl v. Holtei geübt hatte, bereits vorbeigegangen. Der große Ansturm der Mundartpoeten, der auf Holtei folgte, hatte der Sache mehr geschadet als genützt. Die vielen, die Holteis Formen nachahmten, ohne wirklich Dichter zu sein, ließen langsam das Interesse an der Mundart eher erlahmen, als daß sie es stärkten. Nun kamen mit Köppler und Heinzel die beiden wirklich berufenen Nachfolger und Fortführer von Holteis Werk. Sehen wir Köpplers Bedeutung in einer wirklich geformten mundartlichen Prosa, so steht Heinzel vor uns als Begimmer echter schlesischer Dialektlyrik. Er selbst hat schwer unter der Bescheidenheit gelitten, die mit dieser Auffassung seines Berufes verknüpft war. Er wäre gern über Schlesiens Grenzen hinaus mit seiner Wirkung gedrungen, aber der Ruhm blieb aus, wenn er sich in hochdeutschen Dichtungen versuchte, und die Schlesier aber feierten ihn als den ihren, so oft er ihnen seine mundartlichen Verse schenkte.

Die meisten der schlesischen Dialektpoeten waren Gelegenheitsdichter. Heinzel war nach Holtei der erste große Berufsschriftsteller, und er hat die Not und die Qual dessen, der von den Erträgnissen seiner Feder leben muß, der schreiben muß, auch wenn es ihn nicht dazu drängt, genugsam ausgekostet. Sohn eines armen Gärtners verlor er früh den Vater, kam als älterer Schüler des Matthiasgymnasiums in Breslau in seelische Konflikte, weil er Geistlicher werden sollte, verzichtete schweren Herzens auf den Beruf des Schauspielers, schlug sich dann jahrelang als Hauslehrer durch und fand schließlich den Weg in die Presse. Er war Redakteur einer Theaterzeitung in Berlin, lebte dann in Dänemark und verbrachte sein weiteres Dasein als Redakteur in Waldenburg, Ratibor, Neurode, Reichen-

bach und Schweidnitz. Ein Herzleiden ließ ihn die Büroarbeit aufgeben, und so mußte er vom Jahre 1886 bis zum Tode, der ihn 1898 ereilte, in kümmerlichen Verhältnissen von den Erträgnissen seiner schriftstellerischen Arbeit leben.

Der Mundartdichter ist in einem schweren Konflikt. In der Mundart darf man nur das aussagen, was in Mundart gesprochen wird. So ist das Thema der Dialektdichtung immer die kleine Welt des Bauern und des Kleinstädters. Heinzel aber drängt es, wie viele, zum Größeren, und eben weil er wußte, wie begrenzt die mundartliche Dichtung sein mußte, kämpfte der Wille zum Schreiben, zum Gestalten größerer Zusammenhänge in ihm mit der Forderung auf Beschränkung. Es gibt Schriftsteller, die gern, allzugern in der kleinen Welt verweilen. Sie stehen stets in der Gefahr, die Dinge zu verniedlichen. Andere gibt es, die stets über sich hinausdrängen und so die rechten Größenverhältnisse verfehlen; Heinzel fand den rechten Ausgleich, weil er Heimat und Welt, Können und Wollen, Möglichkeiten und Wünsche in rechten Einklang bringen konnte. Es hat ihn schwere Kämpfe gekostet, aber er konnte den Gedanken, kein Dichter für die Welt zu sein, verschmerzen, weil er die rechte Liebe zur Heimat hatte und in der Bescheidenheit die Größe sah. Er ist der Sänger des Gedichtes auf die Baberhäuser geworden, hat die schlesischen Feste und Feiern gekannt und ohne Übertreibung und mit der wahren Liebe zur Sache als Gelegenheitsdichter seinen Freunden und den schlesischen Landsleuten gedient, und hierbei, so etwa bei der Einweihung des Donat-Denkmal, Verse geschaffen, die über die übliche Vereinsreimerei weit hinausgreifend in die Bezirke echter Dichtung sich einstellen.

Hans Christoph Raergel hat in einem schmalen Bändchen das Bleibende an Heinzels Werk zusammengestellt. Uns mag es scheinen, als ob er zu wenig Gedichte von der Heimat, zuviel reine Idylle gesammelt habe; denn schließlich ist es ja vorzüglich der Heimatgedanke, der Heinzels Dichtung dauernd macht. Es ist kein Zufall, daß gerade er der Schöpfer des Jahrbuchers ist, der in Schlesien einen festen Platz als Heimatzeitschrift einnimmt: „Der gemittliche Schläsinger“. Und es ist kein Zufall, daß unter den hochdeutschen Liedern gerade der Gruß an die Heimat lebendig geblieben ist:

Von dir, von dir nur träumt' ich,
Wo still ich ging und stand:
Mein Schlesien, mein schönes,
Mein trautes Heimatland!

W. B.

Zwischen den Wanderzeiten

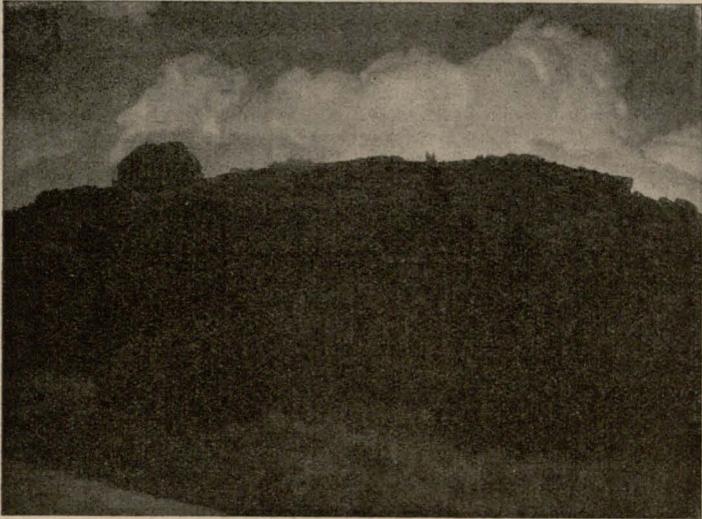
Zu den Riesengebirgsbildern von T. Herwalt

Da die Wochen sommerlicher Wanderszeit längst wieder hinter uns liegen und auch die klaren Augusttage im Riesengebirge mit ihren fernen Sichten in goldener Erinnerung leuchten, sind die Herbstmonate so die rechte Zeit, dankbar zurückzublicken und hoffnungsvoll Ausschau zu halten. Wenn wir im Nebelung, dem unwirklichen Monat unserer Breiten, in stiller geborgener Klausur sitzen, dann träumt es sich in einer kleinen Stunde der Pause von Kampf und Arbeit doppelt erholsam und behaglich von Tagen frohen Sommerwanderns, von unvergeßlichen Bildern der ewig schönen Natur unserer lieben Heimatberge. Immer wieder, wenn wir nach glücklichen Ferientagen die Berge verlassen, und wenn sie weiter und weiter unsern Blicken entschwinden, wenn die liebe alte Schneekoppe als letzter Gruß ins Abteil des talwärts fahrenden Zuges winkt oder die bergauf und bergab führende Landstraße die letzte breite Schwelle überschritten hat, die zur weiten Ebene herabführt, dann ist es

immer wieder ein neues, leise wehmütiges Abschiednehmen von den Bergen. Immer wieder tönen dann die klassischen Worte des Abschiedes von der Bergwelt in unserer Seele: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften, ihr traulich stillen Täler lebet wohl.“

Da ist es ein rechtes Geschenk für den Freund unserer heimatlichen Berge, diese Landschaft im Bilde besitzen zu können, sie so besitzen zu können, daß er die Seele des Riesengebirges umfaßt. Seit Jahrhunderten ist dieses Gebirge in der bildenden Kunst dargestellt worden, von den alten Kupferstichen oder den Glasätzen auf Andenkengläsern, von den sauberen Lithographien bis zu den köstlichen Gemälden des großen Romantikers Caspar David Friedrich und den Meistern des 19. und 20. Jahrhunderts, Dreßler, Morgenstern, und dem heute noch unermüdetlich schaffenden Meister Rickisch. Aber nur wenige sind in der Lage, sich ein solches Kunstwerk als

Von EDMUND GLAESER



Wolkentreiben am Reifträger

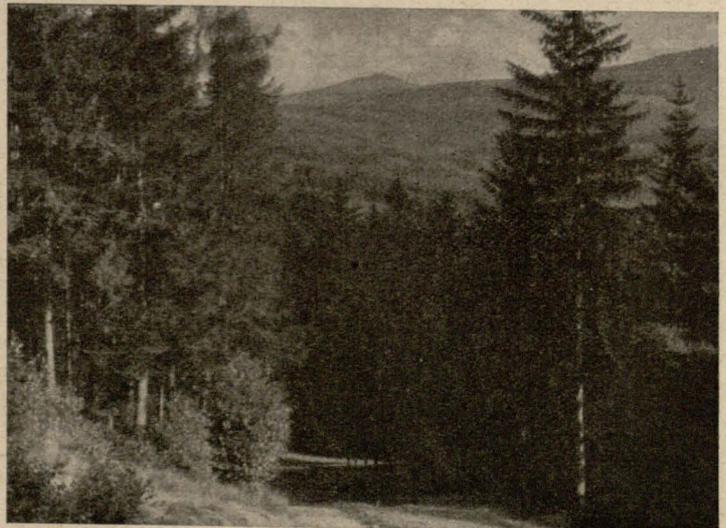
RGV-Kunstblatt Nr. 1 von T. Herwalt

bleibende Erinnerung an ein Wandererlebnis zu erwerben. Da ist die Kunst des Lichtbildes den Freunden der Berge ein lieber Helfer geworden, und unter den Tausenden von Lichtbildnern sind auch dem schlesischen Lande Künstler geschenkt worden, die einmal in der Geschichte der Darstellung des Riesengebirges im Lichtbild ihren Platz und ihren Rang einnehmen werden. Vor mir liegen die RGV-Kunstblätter von T. Herwalt, die in ihrer Folge der Jahreszeiten von der „Himmelfahrt am Kleinen Teich“ bis zur „Herbstsonne über den Schnee gruben“ alles das in das Herz hineinschreiben, was wir mit durstigem Auge und dankerfüllter Seele in den Bergen erleben durften.

*) Herwalt wohnt in den Bergen und hat die Seele dieser Landschaft belauscht: „Wolkentreiben am Reifträger“, Nebelschwaden ziehen durch den Bannwald, auf dem sommerlich stillen Koppentplan spiegelt sich die Königin der Berge im Knieholzsäumten Hochmoor, regenschwer liegt die Berglandschaft am Fuchsberg des Abends nach einem Gewitter, Herbstsonne leuchtet auf den lieben Bäumen von Hain, und der Enzian blüht in der Septembersonne am Hange des Riesengrundes und grüßt mit seinen blauen Augensternen zur Koppe hinüber. Glückselige Erinnerung an Wandererlebnisse des Sommers und des goldenen Herbstes! Nebelung ist's, die Schwelle zum strahlenden Winter, und wieder werden Meister Herwalts Lichtbilder zu Spendern der Freude. Wenige Wochen noch, und es lockt uns die winterliche Bergwelt, jene Welt, die erst um die Jahrhundertwende von den deutschen Menschen erfaßt worden ist in all ihrer Schönheit. Damals als die ersten Wintergäste, die Maler Lüpke, Meister Nickisch und W. Fischer, um 1900 mit dem nordischen Gerät des Schneeschuhes den einsamen Koppentplan bevölkerten. Und heute finden alljährlich Zehntausende in der Pracht des Gebirgswinters Labfal und Erholung. Da ist es eine innige Vorfreude, die Lichtbilder

Meister Herwalts durchblättern zu können. Das RGV-Kunstblatt Nr. 7 mit dem Titel „Verschneit“ führt uns so recht in die stille Winterwelt, die Grenzbauden, wenn die glitzernden Pfade oder die Spuren des Schneeschuhes von einem Hause zum andern führen und der Schnee auf den Bäumen lastet. Es ist, als ob der Lichtbildner viel mehr dargestellt hat als nur das Bild. Es ist, als ob die Reinheit der Winterluft und die Lautlosigkeit aus diesem Bild zu uns herüberweht. Und das Knirschen des Schnees und das Pfeifen des Windes glauben wir zu verspüren, wenn wir auf seinem Bild „Seitwärts der Emmaquelle“ in die Weite nach den Grenzbauden hinüberblicken. Oben aber auf dem Koppentplan zaubert die Wintersonne die Fülle der Farben, und der Meister hat recht, wenn er vom Abendglanz spricht, den die Schneekoppe umfängt*). Es sind nicht die landläufigen Winterbilder mit den bizarren verschneiten Bäumen und Wundergebilden, die er uns gibt, sondern es tönt in den Bildern von Herwalt viel mehr: Wolken, Luft und Winde, der Ruf der winterlichen Landschaft, sie alle sind lebendig geworden und locken uns hinaus auf die Bretter den Bergen zu, den ewig schönen jungen Riesengebirgen. Bald wird der erste Fröhschnee auf den Feldern am Fuße der Berge liegen. Dann ist der graue November überwunden, und dann geht es hinaus. Das Bild aus Krummhübel „Fröhschnee am Wege nach Wolfschau“*) soll uns zum Winter nach den Bergen rufen, zum Winter, der die Menschen in den Bergen fröhlich und jung macht. Zwei Dinge sollten im Hause des Schlesiens, der seine Berge liebt, nicht fehlen: Carl Hauptmanns Rübezahlbuch, das die Seele der Landschaft uns beschreibt, und Meister Herwalts Lichtbilder, die unser Auge mit der Seele der schlesischen Bergwelt verbindet.

*) noch nicht erschienen.



Waldkönigin Schneekoppe
RGV-Kunstblatt Nr. 4 von T. Herwalt

Vom Gebirge

Der letzte Vogelstopfer aus dem Isergebirge!

Lange Jahre war ich der Heimat fern gewesen und verbrachte nun einige Tage meiner Ferien zu Hause. Der Zufall wollte es, daß ich gerade an einem dieser Tage auf unserem kleinen Gebirgsfriedhof anwesend war, als eine alte Bekannte aus meinen Kindertagen unter feierlichem Glockengeläut zur letzten Ruhe getragen wurde. Es war die letzte aus einem alt-eingeseffenen Familienstamm. Den Einheimischen war die nun fast 80jährige unter dem Namen „Stopfer-Jda“ bekannt gewesen. Alte Erinnerungen aus meiner Kindheit wurden wieder in mir lebendig. Ist doch eine Reihe von Jahren vergangen, als ich mit Eltern und Geschwistern gewöhnlich einmal im Jahre in das romantisch gelegene, eisenumrannte Haus der alten „Stopfer-Jda“ pilgern durfte, um das kleine „zoologische Museum“ des alten Vogelstopfers Heidrich zu bewundern. Was gab es aber dort auch alles zu sehen. Tiere, teils aus unseren heimischen Iserwäldern, teils auch aus dem Riesengebirge. Inmitten einer ovalrunden, sattgrünen Wiese, umrahmt von uralten Buchen, Eichen und Kastanien, übte das alte Bauernhaus noch heute auf den Beschauer einen ganz besonderen Reiz aus. Eine lange Brücke über den Dneis, die schon zu alten Zeiten und auch jetzt noch Prozeßfertigkeiten hervorgerufen hat, führt einzig und allein nur zu diesem Gehöft, das etwas abseits von der großen Fahrstraße liegt. — Bereits schon im Garten konnte man ein Meisterwerk des alten Urgroßvaters Heidrich, welcher auch zugleich ein Meister der Schnitzkunst gewesen sein muß, bewundern und bestaunen. — Hatte er doch die 12 Apostel naturgetreu in Bild und Größe als Bienenstöcke geschnitten. Leider sind diese Apostel nicht allzu lange der Nachwelt erhalten geblieben, da sie zu sehr den Witterungsverhältnissen ausgesetzt waren. — Im Hause angekommen, ging man sogleich eine lange, knarrende Holzstiege hinauf ins obere Stockwerk, wo sich in einer großen geräumigen Stube all' die aus-gestopften Herrlichkeiten befanden. Für mich, die ich schon immer etwas romantisch veranlagt war, bedeutete dieser Tag immer ein besonderes Fest und kaum jemals wieder in meinem späteren Leben, wo ich oft genug Gelegenheit hatte, berühmte Museen zu besichtigen, habe ich diesen Zauber der Romantik so verspürt, als damals in der „Karitätenstube“ dieses alten Bauernhauses. — Auf dem Flur standen zunächst schon einige seltene und kuriose Tierexemplare, Irrungen der Natur, wie z. B. ein ausgewachsenes Kalb mit zwei Köpfen, eine Ziege mit fünf Beinen und zwei Schwänzen und dergleichen Sachen mehr, wie man sie heute noch z. B. im alten Wallensteinichloß in Friedland in Böhmen zu sehen bekommt. — In der Stube selbst waren dann all' die anderen schönen Sachen vertreten und eine besondere Hochachtung verdiente da vor allem ein Wolf, welcher vor mehr als hundert Jahren in unseren heimatischen Wäldern erlegt wurde. Als zweites eine riesengroße graugetigerte Wildkatze, die ebenfalls aus unseren Bergen stammte. Füchse, Marder, Misset, Wiesel, sämtliche Vogelarten, Auerhähne von seltener Schönheit und anderes Geflügel. Auch Muscheln und Steine waren vertreten. Die alte Stopfer-Jda, die gewöhnlich den Führer machte, konnte uns Kindern gar nicht genug erzählen von all' den Sachen, und sie tat es mit einer bewundernswerten Geduld, so oft wir auch kamen. Fanden wir doch immer

wieder etwas Neues darunter, was uns besonders interessierte. —

Mit Bedauern mußte ich später einmal hören, daß ihr einziger Sohn, der auch zugleich ihre einzige Stütze war, im Weltkrieg gefallen ist. Mit ihm ist leider auch zugleich der so seltene Beruf des Tierpräparators in unserem Isergebirge ausgestorben, denn Otto Heidrich hat diesen mühsamen Beruf, ebenso wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater kunstgerecht ausgeübt. —

Die besten und seltensten Stücke der Sammlung gingen im Jahre 1924 in den Besitz des Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn über. C. G.

Der Adolf-Hitler-Weg im Riesengebirge.

Der Name ist dem Wege gegeben worden, weil er der schönste Weg im Riesengebirge sein soll. Nun, es gibt noch andere „schönste“ Wege, aber daß man sich über diesen Weg nur freuen kann, daran ist gar kein Zweifel. Er führt von der Reisträgerbaude nach der Alten Schlesiischen Baude oberhalb des Reisträgerlochs quer über den Hang und folgt zum größten Teil der alten Wintermarkierung. Sein Gefälle ist so mäßig, daß er im Sommer einen sehr angenehmen Auf- und Abstieg verbürgt und im Winter für den Ski eine Abfahrt, die neben dem Sport- auch den Naturgenuß gewährleistet.

Der Weg führt vom Kammweg ab etwa dort, wo der Sehdelweg, der um den Reisträgergipfel herumführt, auf den ersteren trifft. Hier ist auch die Landesgrenze, und es ist eigenartig, daß man hier auf wenige Minuten jene Baude hat, aus der die deutsch-böhmische Familie Endler von den Tschechen vertrieben wurde, und als Fortsetzung des von dieser Baude heranziehenden Weges den Weg, der den Namen des deutschen Volkstanzlers führt.

Der Adolf-Hitler-Weg erfordert im Sommer etwa eine halbe Stunde. Bisher mußte man auf dem Kammwege fast bis zur Veitenschoppe gehen, um dann im Pitzack über das „Käse Brett“ zur Alten Schlesiischen Baude zu gelangen. Aber auf dem neuen Wege geht man in langer Diagonale über den Hang, und der Weg beträgt nur ein Drittel des Umweges über das Käse Brett. Ferner aber ist der Weg tatsächlich landschaftlich unerhört schön, weil die an sich schon köstliche Aussicht auf die Schreiberhauer Bergwelt und weithin nach Norden einen herrlichen Rahmen hat: im Osten den Abhang des Westrandes der Kleinen Schneegrube und im Westen, zur Rechten, den 400 Meter hohen Osthang des Reisträgers. Am Wege selbst hat man die „Leichen“ der Kammstichen stehen lassen — sie wirken wie Gespenster, die der Berggeist zum Schutze des Weges angestellt hat.

Im Winter wird der Adolf-Hitler-Weg hoch überschneit sein, aber seine Linie wird eine prächtige Skiabfahrt gewähren bis zur Alten Schlesiischen Baude, von der aus dann, wenn nicht in diesem, so sicher im nächsten Winter, eine sehr reizvolle Abfahrt nach Riesewald führen wird. Jetzt im Herbst erlebt man jedenfalls noch hier ein ganz köstliches Stück Hochgebirge. Wd.

Zwischen Forstkamm und Heidelberg.

Eine RW-Wanderung.

Das Wochenende mit Blitz und Donner und die wenig erfreuliche Wettervorhersage schienen die Ausführung der schon einmal verschobenen Wanderung abermals in Frage zu stellen. Mit sehr gemischten Gefühlen wurde der Himmel am Sonntagvormittag von all' denen betrachtet, die diesen Ausflug sehnüchlich erwartet hatten. Der Himmel war uns gnädig! Ein schöneres Wandertwetter konnten wir uns wirklich nicht

wünschen! War es auch nur eine kleine Schar, welche die Bahn mit dem Mittagzug aus Strichberg zum Ausgangspunkt unserer Wanderung — Bahnhof Schmiedeberg — brachte, so vergrößerte sie sich doch unterwegs erfreulicherweise durch Gäste und Mitglieder anderer Ortsgruppen, so daß es dem Führer vergönnt war, einem 20köpfigen Wanderbolschen die „Intimitäten“ dieses reizvollen Spazierweges zu zeigen. Gleich nach dem Verlassen des Bahnhofes nahmen uns die hinter dem alten Schießhaus gelegenen schattigen Anlagen auf, welche wir bald gegen die wildromantische Schlucht der Gründelsfälle eintauchten, um dann, wie auf einem Promenadenweg weiterwandernd, nach dreiviertel Stunden die Tannenbaude zu erreichen, ein am Waldsaum idyllisch gelegenes Forsthaus. Hier wirkte schon früher lange Zeit segensreich im Sinne der heutigen „Bergwacht“ der weit und breit bekannte und beliebte Forstmeister Herrmann. Daß auf seine Veranlassung an einem Steinblock am Waldwege (kurz vor der Tannenbaude) — nicht in auffälliger Reklameart, daher sehr nachahmenswert! — angeführte Dichtervermerkzeichen seine feine, stille Art, den Wanderer zu erziehen: „Schütze euch Gott, ihr Keiser schwant; mögen unter euren Kronen, rauscht ihr einst den Wald entlang, Gottesfurcht und Frieden wohnen!“ Nachdem auch die eifrigen „Botaniker und Geologen unserer Expedition“ nachgekommen und die „weilkäufige Verwandtschaft“ wieder beisammen war, erfolgte der Aufstieg in südlicher Richtung auf schattigem Waldweg am Langwasser entlang, vorbei an dem einstmalig höchstgelegenen Schulhaus Preußens, zu der beliebten Sommerfrische Forstlangwasser. Ein ausgezeichnete Kaffee in der bekannten Forstbaude löschte unseren Durst, und der erste größere Ausblick in das Strichberger Tal — umsäimt von stattlichen Baumwipfeln — lohnte die überstandenen Mühen des nur 1½stündigen Gesamtmarisches. — „Immer nur Sonnenschein wäre zu hell, immer nur weitergeh'n wäre zu schnell; Regen und Nebel muß einmal sein, wüßte du am Himmelblau doppelt dich freu'n!“ Graue Nebelschwaden überzogen von Süden her den Forst- und Riesentamm bis einschließlich Schneekoppe und wollten beim Abstieg nach Wolfshau unsere Schritte noch beflügeln. Sollte uns doch noch ein Regenschauer überraschen, nachdem beim Aufstieg mancher Sonnenblick im Tal einen glücklichen Ausgang unserer Wanderung erhoffen ließ? — „Rübezahl, tu deine Sturmhaube ab, blicke wie die Sonne ins Tal herab! Hilf uns in Nöten, schütze uns vor Weh! Gelobt seist du, Rübezahl!“ — Es war, als hätte das Stöckel Erhörung gefunden! Das Wetter wurde zusehends schöner, und nach kurzer Zeit wanderten wir im strahlendsten Sonnenschein. Prächtige, wechselvolle Ausblicke bot uns der Abstieg auf sehr bequemem Wege; immer neue Bilder tauchten nach jeder Biegung auf: Mittagstein mit Rodelweg zur Prinz-Heinrich-Baude, die Dreisteine, Teichmannbaude mit Sprungschanze, Brückenberg; zu unseren Füßen im dunklen Grün die roten und blauen Dächer von Krummhübel und Wolfshau; zur Linken die wuchtigen, bewaldeten Felswände des Eulen- und Melzergrundes; weiter ostwärts der Tafelstein. Nur „die Schneeluppe, die als Gate“, war aus ihrem benebelten Zustande noch nicht herausgekommen. In der Hoffnung auf ihre gute Besserung ging es auf sonnigem Wege weiter abwärts an dem Rabenstein vorbei durch den östlichen Teil von Wolfshau und auf der Kunststraße bis Krummhübel. Nach kurzer Rast war die Lomnitz-Talsperre erreicht, von wo aus uns ein gleichfalls wildromantischer, felsreicher Fußweg am Heidelberg herum nach Quereiffen führte. Kein Mitwanderer hat es hier

oben bereit, diesen nicht vorgesehenen Seiten sprung mitgemacht zu haben; denn vom Heidelberg aus überflog das Auge eine in allen Reizen prangende, farbenprächtige und von goldenem Sonnenschein überflutete Landschaft von der Koppe, die ihre Nebelhaube nun auch abgelegt hatte, ost- und nordwärts bis zum Bobertaxbachgebirge. — Leider drängte die Zeit zu etwas hastiger Heimwanderung über Birktig und Arnsdorf zum Bahnhof Zillertal-Erdmannsdorf.

J. Trunt, Lomnitz i. Riesengeb.

Beschauliches Wandern

Ist heute nicht mehr Mode. Alles hastet und drängt nach oben. Das Zeitmaß des Kraftwagens hat gänzlich veränderte Anschauungen über Raum und Stunde gebracht. Uns Alten freilich geht der Atem aus bei diesem Getriebe, und wir greifen immer noch einmal gern zum Wanderstabe und suchen Erleichterungen auf, die uns von Jugend an vertraut sind. Oft hört man dabei die Klage, daß die einst so belebten Sommerfrischen am Fuße des Gebirges verödet sind und keinen Liebhaber mehr finden.

Vor Kurzem führte mich mein Weg nach Erdmannsdorf. Aus dunklen Eichen ragt dort drüben der spitze Turm der Tirolerkirche. Noch führen die alten Wege am Ufer des seeartigen Inselfeiches entlang zu Schloß und Gotteshaus; aber der einst so gepflegte Park ist verwildert, bald wird der Rasen die Gänge unkenntlich machen. Und doch ergeben sich auch heute noch Ausblicke von berückender Schönheit. Eine riesige Eiche mit herrlichem Blick auf See und Gebirge bewahrt das Andenken an Alexander von Humboldt, einen Großen aus der Glanzzeit des Ortes. Auch der Schinkelbau des Schlosses im Gewirr der Bäume zeugt von verschwundener Pracht mit deutlichen Spuren des Verfalls. Von den Kunstwerken des Gartens ist vieles nicht mehr zu finden. Ähnlich ist es in der Umgebung der Kirche. Sedenfalls wirkt das alles nicht gerade anziehend; es wäre vielleicht eine dankbare Aufgabe für die RGV-Ortsgruppe von Erdmannsdorf, hier einigen Wandel zu schaffen, wenigstens was die Instandhaltung der Parkwege anlangt. Sollten örtliche Schwierigkeiten und Besitzverhältnisse dem Hindernisse bereiten, so wären diese wohl in einer Zeit, in welcher der Vorrang des Gemeinnützes vor Eigennutz so oft ins Feld geführt wird, nicht allzu schwer überwindbar.

Dr. Siebel = Hlinsberg.

Ein neu erschlossenes Wandergebiet in den Zauerschen Vorbergen.

Auf den Höhen zwischen Siebenhuben und Gräbel liegt ein Waldgebiet, das nur wenigen Naturfreunden bekannt ist, da es bisher Privatbesitz war. Nachdem die Stadtgemeinde Zauer im vorigen Jahre das über 800 Morgen umfassende Gelände erworben hatte, stellte die Ortsgruppe Zauer an den Magistrat den Antrag, bestimmte Wege mit Wegemarten und Wegweisern versehen zu dürfen, was in dankenswerter Weise genehmigt wurde. Für die Benennung der Wege wurden die Flurnamen der betr. Waldgebiete gewählt, durch die der Weg führt. Es gibt einen Weg über die „Rebecke“, über das „Eicht“ und einen solchen, der den Namen „Schwarzer Stiefel“ führt. Eine gelbe und blaue Markierung führt den Wanderer, und wo es notwendig ist, sind auch Wegweiser angebracht. Ausgangspunkte sind Siebenhuben, Gräbel und der Scheerberg. Um den Mitgliedern und Freunden Gelegenheit zu geben, die neuen Anlagen kennen zu lernen, fand am 13. VIII. eine gemeinsame Wanderung statt, die mit einer Feierstunde auf dem „Laubberge“ verbunden war. Der Ausgangspunkt der Wanderung war Siebenhuben, wo zunächst noch ein Absteher nach dem in der Nähe gelegenen

Museum des Riesengebirgs-Vereins Hirschberg im Riesengebirge

Kaiser-Friedrich-Straße 28
Fernruf Nr. 3225

Geöffnet wochentäglich, außer Freitag, von 9—12, 2—4,30 Uhr (Klingel neben der Haustür.)

Eintrittspreis für Mitglieder des RGV. 30 Pfennige, für Nichtmitglieder 50 Pfennige Kinder 20 Pfennige.

Zu ermäßigten Preisen geöffnet an Sonn- u. Feiertagen (Ostern, Pfingsten, Weihnachten) 11—12,30 Uhr.

Donnerstag, vom 1. Juni bis 15. Oktober auch Dienstag von 10—12 Uhr. Eintrittspreis 30 Pfennige.

Für Mitglieder Sonntags 11—12,30 Uhr frei, Donnerstag (bezw. Dienstag) 10—12 Uhr 20 Pfennige.

Sonntag nachmittag und Freitag bleibt das Museum geschlossen.

Schulen und Vereine wollen ihren Besuch unter Angabe der Besucherzahl rechtzeitig beim Museum, Hirschberg i. Rsgb., Kaiser-Friedrich-Str. 28, anmelden. Erwachsene zahlen 20 Pfg., Kinder 10 Pfg.

Die Museumsverwaltung

„Raubschloß“ gemacht wurde, um die dort neu angebrachte eiserne Treppe am Felsenaufgang zu besichtigen, die von der Ortsgruppe unter großem Kostenaufwande angebracht wurde. Der Vors. der Ortsgruppe Zauer, Buchhändler Scholz, übergab dabei die Treppe der Öffentlichkeit. Als dann begann die eigentliche Wanderung durch das neu markierte Gebiet nach dem „Laubberge“. Hier begrüßte der Vors. die Teilnehmer, besonders Bürgermeister Evert als Vertreter der Grundherrschaft Stadt Zauer, die Vertreter der Ortsgruppe Liegnitz. Bürgermeister Evert sprach sodann vor allem Buchhändler Scholz und seinen Mitarbeitern den Dank für seine geleistete Arbeit zur Erschließung des neuen Gebietes aus. Der Vors. der Ortsgruppe Liegnitz, Verlagsdirektor Cardt, dankte für die freundlichen Begrüßungsworte und beglückwünschte die Ortsgruppe Zauer, daß sie ein an landschaftlichen Reizen so schönes Wandergebiet erschließen konnte. Der zweite Vors. der Ortsgruppe Zauer, Juwelier Neumann, dankte allen Teilnehmern, dem Bürgermeister Evert als Vertreter der Stadt für die Freigabe des Gräbeler Geländes für den Verkehr, dem Stadtförster Borraf für seine Mitarbeit und Unterstützung an dem Werke sowie dem 1. Vors., Museumsverwalter Bruck und Bankbevollmächtigten Freitag für die so sorgfältig ausgeführte Markierung. Ganz besonderen Dank aber sprach der Redner den Mitgliedern des Vorkommens-Chors aus, die unter Leitung von Musikdirektor Vormann Volks- und Wanderlieder vollendet zum Vortrag brachten, die der Veranstaltung einen würdigen Rahmen gaben.

Der erste Schnee ging auf dem Riesengebirgsstamm in der Nacht zum 16. September nieder und schuf eine schnell vergehende Schneedecke von einigen Zentimetern Höhe.

Hundert Jahre alt wurde am 9. September Frau Ernestine Kücker in Bad Warmbrunn.

Ein Gebirgler von altem Schrot und Korn, der frühere Gebirgsführer und Koppenträger Johann Häring, starb in Erdmannsdorf im Alter von 71 Jahren.

Der Erbauer der Talsperren bei Marklissa, Mauer, Goldentraum, Boberröhrsdorf und Hoberullersdorf, Geh. Baurat Dr.-Ing. e. h. Bachmann in Hirschberg, vollendete am 30. September sein siebzigstes Lebensjahr.

Bücherschau

Fragen der deutschen Ostgrenze. In Karten dargestellt von erstem Landesrat, Landeskammerer Karl Werner. Breslau: W. G. Korn 1933. 3,80 RM.

Der erste Atlas über den deutschen Osten, der über das ganze durch den Vertrag von Versailles geschaffene Ostproblem einen Überblick in Kartendarstellung bringt. Das aus amtlichen Quellen stammende Material ist streng wissenschaftlich bearbeitet. Die Karten zeigen einmal die geschichtliche Entwicklung des deutschen Ostens; im zweiten Teil die unsinnige Grenzziehung von Versailles. Ihre nach rein militärischen und sinnlos antideutschen Motiven erfolgte Festlegung wird an den auffallendsten Beispielen (Kudahammer, Weichselbörser, Kr. Lublink) gezeigt. Die verheerenden binnen- und weltwirtschaftlichen Folgen dieser Grenzziehung, die gewalttätige Veränderung der bevölkerungspolitischen Gegebenheiten, die stetige Bedrohung des deutschen Ostens durch die Nachbarländer, seine Benachteiligung gegenüber dem Reiche, das alles wird in klaren, durch ihre Eindringlichkeit packenden Karten und Tabellen bewiesen. Da zeigt eine Karte, wie der Osten von ganz Deutschland den stärksten Bevölkerungszuwachs, aber das geringste Steueraufkommen aufweist, eine andere das durch Schutzzölle eingeeengte Absatzgebiet von Breslau im Vergleich zu innerdeutschen Industriezentren wie Berlin und Bochum, wieder eine andere den Wanderungsverlust des Ostens, dagegen seinen Überschuss an landwirtschaftlichen Erzeugnissen usw.

Der Text dient nur zur Erklärung der Karten, auf die der Hauptwert gelegt ist. Das gibt dem ganzen Werke eine wirksame Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die kurz und schlagend jedem, dem Ausländer wie dem Laien und dem Sachkenner, einen klaren Begriff von der Ungeheuerlichkeit der deutschen Ostnot gibt. Dadurch wird dieses Kartenwerk für alle Schulen, Bibliotheken, Verbände, für alle Persönlichkeiten, die sich für den deutschen Osten verantwortlich fühlen, unentbehrlich.

Werner Roth: Die Vieder des Wanderers. Liegnitz: Krumbhaar 1933. 1,50 RM.

Es handelt sich nicht um Wanderlieder im üblichen Sinne, sondern um Lyrik und Balladen, Erlebnisse, Empfindungen und Gedanken des Wandernden. Die Gedichte sind Schlesiern gewidmet, da sie schlesische Landschaft in der Vielfalt ihrer Erscheinung und Stimmung, Geschichte und Sage behandeln. In diesen Liedern weht der Atem der Frühlingnacht, klingt der volltönende Klang des Sommers der anmutigen Vorberge, leuchten Felder und Wälder in den Farben der Jahreszeiten, erglänzen die Märchenbilder des Bergwinters. Die Ode rauscht, heimlich klingen die Quellen, die Koppe ragt, die

Gipfel des Sudetenzuges steigen auf, Sturm umtobt den Felsen, das Geheimnis weht um die Zeugen der Vergangenheit, um Schlesiens Burgen. Mit ihnen wird Sage und Geschichte lebendig in packenden, farbenfrohen Bildern. Wenn unsere Zeit eine Dichtung verlangt, die mit Scholle und Volkstum verbunden ist, so ist sie hier gegeben zur Freude aller Freunde der Kunst.

Die Reise-Merkblöcke des Verlages Hans Neubarth, Hirschberg i. Rsgb. enthalten eine genaue Beschreibung von dem jeweiligen Ort mit allen wissenswerten Angaben über Sehenswürdigkeiten, Verkehrsverbindungen mit Verkehrsmittelfarte, halbtags- und ganztägige Ausflüge in die nähere Umgebung und in das Gebirge. Ihren besonderen Wert aber erhalten die Reise-Merkblöcke durch sechs beigelegte

künstlerische Ansichtspostkarten, die als Andenken dienen sollen, die aber auch, da sie perforiert sind, jederzeit verschickt werden können. Außerdem enthalten sie eine sechs-wöchentliche Tageseinteilung für Notizen sowie Kalender. Selbst der Bleistift ist beigegeben. Das alles für nur 0,75 RM. Bis her sind erschienen: Hirschberg i. Rsgb., Segelflugschule Grunau u. Ober-Schreiber-hau.

Hauptvorstand und Ortsgruppen

Görlitz. (Otto Wolf, Steinstr. 13.) Am 3. IX. wurde von der Ortsgruppe eine Fahrt in die rote Heide (zum blühenden Heidefraut) unternommen, nachdem die schon vor einigen Wochen angelegte Fahrt in die weiße Heide (zum blühenden Rosmarin) des ungünstigen Wetters wegen abgesetzt werden mußte. Viele unserer Mitglieder glauben die Görlitzer Heide zu kennen! Ja auf den breit getretenen Pfaden der Sonntags-spaziergänger. Für den richtigen Wanderer und Naturfreund gibt es noch Teile in unserer großen Heide, die noch Natur, ganz unberührte Natur sind, aber auch nur bei entsprechender Führung aufzufinden sind. Und zu einer solchen Führung hatte sich in liebenswürdiger Weise Herr Oberposttrat Obst, Kohlsfurt, der Ortsgruppe zur Verfügung gestellt. Das Endziel war ja dasselbe wie bei anderen Heidewanderungen, Gelbbruchteich — Wohlenteich, Tzschelenteich — Schönberg, nur führte die Wanderung dahin auf sonst unbekanntem Wege, auf denen es sogar glückte, einige der in der Görlitzer Heide horstenden Reiter zu Gesicht zu bekommen. Nach der Mittagsrast in Schönberg ging die Wanderung an der Försterei Königsberg vorüber und führte nach dem „Ringelgarten“ genannten Teil der Heide, der mit seinem dichten Bestand an Nadel- und Laubwald und dem dichten Unterholz in seiner Naturschönheit dem Wanderer einen wirklichen Genuß bot, der leider auch bald ein Ende nahm, denn die Station Glaserberg war erreicht zur Fahrt nach Kohlsfurt, von wo nach einem gemütlichen Plauderschoppen im Waldhaus die Heimfahrt erfolgte. — Um jegliches Wanderverweh nach dem verregneten Sommer noch auszunutzen, fand am 10. IX. unter Führung des Wanderwarts eine Wanderung statt, die diesmal nur für gute Fußgänger bestimmt war; sie führte über den Luthersteig nach Charlottenhof und Rengersdorf, wo Mittagsrast gehalten wurde, und alsdann durch die Koenigshainer Berge nach dem Hochstein, von wo, nach kurzer Kaffeepause, der Rückmarsch nach Görlitz zu Fuß erfolgte. Die Wanderung umfaßte 8½ Stunden Laufzeit und war, wie oben gesagt, nur für gute Fußgänger.

Hamburg. Eingang der Mitglieder-Versammlung am 8. IX. gedachte der Vorf., Herr Stadtschulrat Scheer, des verstorbenen Ulrich Siegert. In warmen Worten würdigte er das Leben und die Verdienste Siegerts um das Riesengebirge. Die Anwesenden ehrten den Dahingegangenen durch Er-

50 jährig. Jubiläum der Ortsgruppe Berlin

Am 11. November 1933 kann die Ortsgruppe Berlin auf ihr 50 jähriges Bestehen zurückschauen. Eine schlichte Feier soll in den Festräumen des Studentenhauses der Friedrich-Wilhelm-Universität, Berlin N., Oranienburgerstraße 18 stattfinden.

Wir laden sämtliche Ortsgruppen und Mitglieder des R.G.V. ein, an dieser Feier teilzunehmen.

Berg heil!

Ortsgruppe Berlin
Rechtsanwalt Zelle, 1. Dorf.

Besondere Anfragen und Auskünfte durch:
Geschäftsstelle des R. G. V.; Herrn Fr. Denicke,
Berlin - Steglitz, Schönhauser Str. 24

heben von den Plätzen. Als weiterer Punkt der Tagesordnung stand das Stiftungsfest zur Aussprache. Es wurde einstimmig beschlossen, das 8. Stiftungsfest am Sonnabend, den 14. Oktober, im Eisenbahnhotel in Wandsbeck in würdiger Weise mit einem kleinen Essen zu feiern. Die Vortragsfolge soll sich zwanglos gestalten. Eintrittsgeld soll nicht erhoben werden. Die Vorbereitung und Ausföhrung der Feier wurde den Herren Schulrat Scheer und Henry Hoyer überlassen. Herr Scheer bat um recht rege Beteiligung. Jeder möge mindestens einen Gast mitbringen. Die Oktoberversammlung soll ausfallen. Ein Vortrag des Vorf. über den Parteitag in Nürnberg beschloß die würdig verlaufene Versammlung. Herr Kurt Ehrentraut gab am Flügel sein Bestes.

Hirschberg. In der Ortsgruppe berichteten am 5. IX. im Schwarzen Adler Rechnungsrat Klein, General von Wartenberg und Stadtspektor Höhne über die letzten

Wanderungen. Bei der Besprechung der R.G.V.-Sammlung wurde betont, daß sehr viele Spender Fünfzigpfennig-, Einmark- und sogar Zweimarkstücke in die Büchse geworfen hätten; das sei ein Zeichen, daß die gemeinnützige Arbeit des Riesengebirgsvereins doch in weiten Kreisen der Bevölkerung gewürdigt werde. Andererseits wurde aber auch hervorgehoben, daß besonders ein Teil der Hirschberger Geschäftswelt nichts für den Riesengebirgsverein, dessen Arbeit den Geschäftsleuten doch auch zugute komme, übrig habe. Im September beschloß man noch zwei Wanderungen zu veranstalten und im Oktober eine Beschäftigung des Hirschberger Stadtiarchivs und der neuen Badeanlagen in Warmbrunn. Mit einem Vortrag des Mittelschullehrers Krause-Glogau über Holland will man dann die Wintertätigkeit eröffnen. Zum Schluß berichtete ein Versammlungsteilnehmer fesselnd und anschaulich über Erlebnisse und Eindrücke bei der Kraftfahrer-Treuefahrt nach Ostpreußen.

Seidorf. Auf Grund der Verordnung über Gleichschaltung der Gebirgs- und Wandervereine wurde diese in der Vorstandssitzung vom 29. VIII. vorgenommen. Der bisherige 1. Vorsitzende, Oberlehrer i. R. Brassat, wurde in seinem Amte belassen und ernannte zu seinem Vertreter Pa. Paul Douth, der gleichzeitig das Amt des Schatzmeisters beibehält. Dem ausscheidenden 2. Vorsitzenden, Tischlermeister Hein. Langer, wurde für seine langjährige Tätigkeit herzlich gedankt; er verbleibt aber als Beisitzer dem Vorstande. Nunmehr wird auch der Ausbau des Weges am Rothengrundwasser in Notstandsarbeit in Angriff genommen werden. Nach Berichten der Bergwachmittglieder sind Vergeben gegen das Naturschutzgesetz seltener, mutwillige Beschädigungen der Bänke aber häufiger beobachtet worden. Mit einem „Sieg-Heil“ auf unseren Führer wurde die Sitzung geschlossen.

Saalberg. Die Ortsgruppe feierte ihr 10. Stiftungsfest im Juli mit zwei, im August mit einem Sommervergnügen. Die Säle waren jedesmal überfüllt. Auch an dieser Stelle sei allen Helfern nochmals herzlich gedankt. — Der Sommerverkehr war sehr rege. Im Juli waren alle Betten vergeben. Unsere schöne Badeanstalt zieht immer mehr Gäste hierher. — Der R.G.V.-Sammeltag brachte auch unserer Ortsgruppe ein erfreuliches Ergebnis.

Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins e.V.

Hirschberg i. Rsgb. Geschäftsstelle: Promenade 34, Fernruf 3225
Sprechstunden: wochentäglich von 3—5 Uhr.

Vorsitzender: Studienrat Dr. Lamm, Hirschberg-Cunnersdorf, Friedhofstr. 20, Fernruf 2984 — Schatzmeister: Stadtspektor Alfred Höhne, Grunauer Straße 9
Postcheckkonto: 525 61 Breslau.

Herbergsleitung

Buchhändler Paul Röbbke, Hirschberg, Bahnhofstraße 66
Fernruf 2006 Postcheckkonto Breslau 1149

Jugendwanderer-Auskunftsstelle

Buchhändler Paul Röbbke

Museum u. Bücherei des Riesengebirgsvereins

Hirschberg (Rsgb.), Kaiser-Friedrich-Straße 28. Geöffnet wochentäglich, außer Freitag, von 9—12, 2—4,30 Uhr (Klingel neben der Haustür). Anmeldung von Schulen und Vereinen unter Angabe der Besucherzahl rechtzeitig beim Museum, Hirschberg i. Rsgb., Kaiser-Friedrich-Straße 28, Fernruf 3225

Hauptverkehrsstelle für das Riesen- und Isergebirge

Hirschberg (Rsgb.), Promenade 34¹

Fernruf 3032